Paed. Pr.
2384

~~Paed. 240 tc~~ 8° Mittermaier, L.,
Paed. Pr.
2384



Siew inv. M. Deÿerl sc.

Die
Söhne des Waffenschmieds.

Ein lehrreiches Lebensbild
aus den Zeiten des Mittelalters.

Jung und Alt erzählt

von

Ludwig Mittermaier,

Verfasser der Jugendschriften: „Zwei Brüder aus dem Volke", „der Sohn der Griechin", „Vier Kinder eines Dorfes" rc. rc.

Bayerische Staatsbibliothek München

Donauwörth, 1852.

Verlag der C. Veith'schen Buchhandlung.
(C. Welzhofer.)

335.85

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei in Augsburg.

Vorwort.

Der Beifall, mit welchem meine frühern Erzählungen, welche bereits in zweiten Auflagen der edlen Lesewelt geboten werden, aufgenommen worden sind, bewegt mich, diese meine neueste Arbeit dem Publikum zu spenden.

Diese Gabe möchte ich gerne mit einigen freundlichen Worten einleiten, während übrigens das Büchlein, das hoffentlich einige Unterhaltung gewähren dürfte, für sich selbst sprechen sollte.

Der Inhalt der Erzählung ist nicht etwa aus der Luft gegriffen, nicht eitle Phantasie ins Blaue hinein, sondern er gründet sich, wie bei allen meinen Erzählungen, auf vieljähriges fleißiges Sagen- und Geschichtsstudium. Jeder denkende Leser (und denken soll doch jeder Leser, wenn anders das Gelesene Frucht bringen soll) wird viel darin finden, was er auf eigene oder auf die Zustände Anderer anwenden kann, vorzüglich aber wünscht der Verfasser, daß Jeder,

der das Büchlein liest, in allen, auch den ungünstigsten Lagen des Lebens, durch die Macht und Kraft eines thätigen Christensinnes, sich immer so wacker und edel betrage, wie unter den Persouen unserer Erzählung der liebe Johannes.

Und so komm denn und folge mir durch die Blätter dieses Buches zu Heiterm und Traurigem, vom Regen zum Sonnenschein, und den letztern wünscht in dein Herz und in deine Stube

Den 29. September 1851.

der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Waffenschmiede.

Manch Jahrhundert vor dem Anfange unserer Erzählung stand die Stadt, in welcher sie beginnt, das altehrwürdige Augsburg, schon auf der sanften Anhöhe, welche sich, für den regen Verkehr zur Friedenszeit, wie für die Vertheidigung im Kriege gleich vortheilhaft gelegen, zwischen den beiden Flüssen Lech und Wertach erhebt. — Schon die ersten Bewohner dieser Gegend, welche die Geschichte unter dem Namen Vindelicier kennt, hatten Augsburg zu einem festen Orte gemacht und vertheidigten sich in ihm mehrere Male glücklich gegen den Andrang ihrer eroberungssüchtigen Feinde, die Römer, bis endlich ihre rohe Tapferkeit der Kriegskunst und bessern Bewaffnung ihrer mächtigen in allen Welttheilen siegreichen Gegner unterlag. Unter den Römern wurde Augsburg die Hauptstadt der ganzen Provinz, und noch bis auf unsere Tage stieß man bei jeder Arbeit, welche in einiger Erdtiefe verrichtet wird, auf Spuren der einstigen Herrlichkeit und gewerblichen Blüthe der alten Stadt.

Als die Römer endlich aus Deutschland vertrieben waren und das Christenthum allmählig sein siegreiches Panier entfaltete, stieg das mit dem Römerreiche in Trümmer gesunkene Augsburg schnell wieder zu einer Größe und Wichtigkeit im Handel und Verkehr, welche es zu einer der ersten Städte Europas machte. Den höchsten Gipfel dieser Macht und Bedeutsamkeit erreichte die Stadt aber in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

In diesem Zeitraume beginnt auch folgende Erzählung, welche wir mittheilen, wie sie in den Hauptpunkten ein uraltes geschriebenes Buch enthält, dem wir im Wesentlichen Zug um Zug gefolgt sind.

Damals war eine kriegerische und ruhelose Zeit, von der man sich heut zu Tage, obwohl unser Zeitalter auch vielfach stürmisch und bewegt ist, kaum einen Begriff machen kann. — Obgleich Deutschland einen Kaiser zum Gebieter hatte, so hatte es neben diesem Oberherrn noch tausend andere, denn jede Stadt, jeder winzige Edelmann, der ein paar Bauernhöfe und ein altes Schloß besaß, dünkte sich so gut unabhängig, wie die Grafen, Herzoge und Kurfürsten, und bekam er Händel und Streit, so warb er sich alsbald einen Haufen Kriegsvolk und kündete seinem Gegner Feindschaft und Fehde an. Gegenseitiger Kampf begann dann, der oft viele Jahre hindurch dauerte, bis er mit dem Tode des einen oder des andern Gegners endete, nicht selten aber auch von den Kindern und Erben mit gleicher Erbitterung und Wuth fortgesetzt wurde.

Daß in so kriegerischer Zeit der Bedarf an Waffen groß war, kann man sich nach dem eben Geschilderten wohl denken, und in Augsburg wurde wirklich eine ganze Straße, die man die Schmiedgasse hieß, ausschließlich von Meistern des Waffenschmied-Gewerbes bewohnt, und die Straße hat ihren damaligen Namen bis auf den heutigen Tag behalten.

Das Gewerbe der Waffenschmiede erforderte große Geschicklichkeit, da es sich nicht nur um die Verfertigung von Schwertern, Dolchen und Streitärten handelte, sondern nebst den Angriffswaffen der Meister auch die Harnische, Helme und jene Theile der Ritterrüstungen, welche zur Beschützung der Arme und Beine dienten, verfertigen zu können im Stande seyn mußte. So gab es denn in der Schmiedgasse zu Augsburg gar manchen Meister, der stolz auf seine Geschicklichkeit und auf den Ruhm seines Namens war, aber wenn man zu ihnen vom Veit Laurenburger sprach, so lüfteten sie alle, bis auf etliche Neidhammel, an denen nirgends Mangel ist, das Käppchen und meinten: Ehre, wem Ehre gebührt, der Veit Laurenburger ist doch der Geschickteste unter uns und versteht es eben so gut, eine tüchtige Waffe aus dem feinsten Stahle zu hämmern, als mit ihr einem Gegner eine Wunde zu schlagen, an der selbiger Zeitlebens genug hat.

Veit Laurenburger, den seine Zunftgenossen dergestalt besprachen, war ein stattlicher Mann von ansehnlichem Körperbau und gewaltiger Männerkraft, und kommt einer der Leser dieses Buches einmal in

die altehrwürdige, für jeden Kenner des Schönen interessante St. Sebalduskirche in Nürnberg und sieht das Grabmal des Heiligen, dem die Kirche gewidmet ist, und an dem aus Erz gegossenen das Bildniß des kunstreichen Mannes, des Peter Vischers, der es gefertigt, wie er mit Hammer und Stemmeisen im Schurzfell daher schreitet, so hat er einen ziemlichen Begriff, wie unser Waffenschmied Veit Laurenburger ausgesehen haben mag.

Das Haus, in welchem er wohnte, ist jetzt längst abgebrochen worden und hat andern Gebäuden Platz gemacht; doch wissen wir, daß es an der Ecke der Straße, der Wohnung des Stadtvogts gegenüber, lag, und gar wunderlich mit seinem hohen Giebel und kleinen Erkervorsprüngen anzuschauen war. *)

In der Hausflur, in welcher sich die aus mehreren Gemächern bestehende Werkstätte befand, waltete das ganze Jahr hindurch reges Leben und Treiben. Bald kam ein Lanzknecht und begehrte, daß dieses oder jenes an seinem Harnische geändert werden sollte, oder daß ein und das andere von seinen Waffen neu gefertigt werde, und ging dann, wenn die Gesellen des Meisters seinem Begehren entsprochen, mit trotzigen Blicken, in denen sich auch wohl Neid über den allenthalben kundgegebenen Reichthum der Städter malte, wieder seine Wege; oder es kam ein

---

*) Die Wohnung des Stadtvogts steht noch, und ist das am Obstmarkte liegende, auch durch Stahlstiche bekannte sogenannte „Imhof'sche Haus".

Ritter mit seinem Sohne und begehrte eine neue Waffenrüstung für selben, in der er seine ersten Waffenthaten vollbringen sollte. — Kam in den ersten Fällen der Meister nur höchst selten, wenn er etwa eines alten Bekannten ansichtig wurde, zum Vorschein, so ermangelte er im andern nie, selber zu erscheinen und die Kunden in das Gemach zu führen, welches er mit seinen drei Söhnen theilte und in welchem die Wände zierlich mit kriegerischen Mordinstrumenten der verschiedensten Art behangen waren.

Wenn die Ritter mit kundigem Kennersinn ihren Bedarf ausgewählt hatten, sprachen sie nicht selten mit den Söhnen des Meisters — drei frisch und kräftig aufgewachsenen Jünglingen — und unterhielten sich vorzüglich gerne mit dem mittlern, Rudolph genannt, der sich am liebsten mit den vornehmen Kunden abgab, und darüber, ohne vom Vater sonderlich gescholten zu werden, oft Stunden lang seine Arbeit versäumte, während seine Brüder kein Auge von ihrem Geschäfte verwandten und emsig Polirstahl und Feile handhabten.

Unter solchem Thun und Treiben vergingen die Tage der Woche schnell, wie dies Jeder längst weiß, den der Morgenstrahl zur gewohnten angestrengten Arbeit ruft, von der ihn erst das Geläute der Feierabendglocke und die einbrechende Nacht entläßt.

Kam nun der Abend des Samstages, so wurde in der Werkstätte aufgeräumt, die Lehrjungen säuberten die der Arbeit geweihten Gemächer, und wenn die Gesellen ihr Werkzeug in Ordnung gestellt hatten,

so gingen die meisten ihrem Vergnügen in den Weinhäusern der Stadt nach, denn Bier trank man damals wenig und das gebräuchlichste Getränk war Rhein- und Tyrolerwein; während andere ihrer Gefährten sich in das obere Stockwerk in das Wohnzimmer des Meisters verfügten und sich behaglich um den runden Tisch setzten, in dessen Mitte die Lampe neben dem für Alle gefüllten Weinkruge stand, und horchten den Erzählungen des Meisters Veit, oder dem Gespräche, das er mit ihnen liebreich, wie ein Vater zu erwachsenen Söhnen, führte.

Wer viel im Leben erfahren, der kann, so er anders kein Dummkopf ist, auch mancherlei erzählen, und Veit Laurenburger hatte als Kriegsmann sowohl in Deutschland, an der Donau wie am Rhein und Main, so auch in Italien an der Etsch, am Po, wie am venetianischen Meere gefochten; war's Wunder denn, wenn ihm der Stoff der Unterhaltung nie versiegte.

Und wenn nun eure Phantasie, liebe Leser, sich ein Bild entwirft, wie Jung und Alt sich um den runden Tisch in Meister Veits Stube nicht weit vom großen Kachelofen lagert, wird vielleicht einer oder der andere fragen: „wo ist des Meisters Weib, hat er keine Töchter?" — Wohl hatte er ein Weib, ja sogar zwei, aber beide waren längst gestorben, und der alte Veit läßt sich nicht gern an sie mahnen, denn trotzdem, daß er soviel mit Eisen und Stahl umgeht und einstens ein rauher Kriegsmann war, kann er weinen, wie ein Kind, so er denkt, wie zwei treue Ehegattinnen von ihm schieden und, in die

Ewigkeit vorangehend, ihm nur ihre Kinder und ein schmerzlich-süßes Erinnern an der Verstorbenen Liebe und Güte zurückließen.

Am heutigen Abend war Meister Laurenburger besonders guter Laune — und da seine Gesellen sich untereinander eben von der Feindschaft zweier Anverwandten unterhalten hatten, so fand er Veranlassung zum Erzählen von folgendem, das ihr im nächsten Kapitel hören werdet. *)

Zweites Kapitel.

Des Meisters Erzählung.

„Was ihr eben gesprochen," begann der Alte, „mahnt mich, euch eine Begebenheit mitzutheilen, die mir um so treuer im Gedächtnisse haftet, als diejenigen, die selbe betraf, der eine mein Vater, der andere mein Oheim war, die nun alle beide — Gott verleihe ihnen eine fröhliche Auferstehung und ewiges Leben! — längst im Grabe ruhen.

„Zehn Stunden von Augsburg liegt das Städtchen Lauingen, und jedes Kind in ihm kann euch, wenn ihr einmal dorthin kommt, die an der gegen

---

*) Nur dem allgemeinen Gebrauche des Wortes Meister im Mittelalter zu lieb führen wir es so oft an; Christus aber sagt bei Matth. 23 Kap. V. 8.: „Ihr aber sollt Euch nicht Meister nennen lassen; denn nur Einer ist Euer Meister — der Gesalbte des Herrn, Christus, Ihr aber seyd alle Brüder!"

die Donau liegenden Straße gelegenen Wirthshäuser zum Adler und zur goldenen Krone zeigen.

„Noch aus der Zeit herstammend, wo das Städtchen noch ein Dorf, stand früher an der Stelle, wo jetzt die beiden Wirthshäuser sich erheben, ein großes und weitläufiges Gebäude, dessen Besitzer nebst dem Betriebe einer ausgezeichneten Oekonomie eine Bier- und Weinschenke besaß, der es nie an Besuch von durstigen Zechern fehlte.

„Und wie jede Handwerkzunft einen Gasthof hat, allwo ihre Mitglieder regelmäßig zusammenkommen und ihre Gewerbszeichen vor dessen Thüre hängen, so wollte auch mein Ahn — denn das war der Besitzer des Hauses — nicht zurückbleiben und hängte frohen Muthes und lust'ger Laune das deutsche Reichswappen, den schwarzen Reichsadler mit der Kaiserkrone darüber, als Bezeichnung seiner Schenke über die Hausthüre.

„Als der frohe Alte starb, ohne ein Testament hinterlassen zu haben, gab es großen Streit zwischen seinen Kindern, einem Zwillingspaare kräftiger Jünglinge, und eben weil es Zwillinge waren, konnte man nicht einmal das Recht der Erstgeburt in Anwendung bringen, und als die Nachbarn und die Obrigkeit, die sich viele Mühe gegeben hatten, zwischen den feindlichen Brüdern Friede und Einigkeit zu stiften, sahen, daß ihre Mühe vergeblich sey, überließen sie Beide sich selbst und begnügten sich zu denken: Menschenvermittlung hilft bei diesen unbändigen jungen Hitzköpfen nichts, wir wollen die

Sache dem lieben Gott anheim stellen, der wird gewiß zur rechten Zeit schlichten und vermitteln, und sey es auch durch Kreuz und Elend.

„Und schneller, als man dachte, bewährte sich der fromme Glaube der guten Leute. Die beiden Brüder standen, wie ich schon erwähnte, in der Blüthe des Lebens, stark und kräftig, und wie jeder männlichen Uebung, so auch der Führung der Waffen kundig; hatten sie doch oft mit den ritterlichen Gästen ihres Vaters gefochten und auch im Ernste schon tapfer dreingeschlagen, wenn die Sturmglocke vom Thurme dröhnte und das Lärmhorn die Jugend der Stadt zum Kampfe gegen die Raubritter des Donaugaues rief.

„Ungeachtet des Streites über die väterliche Hinterlassenschaft lebten die beiden Brüder doch noch beinahe ein Jahr ziemlich gut mit einander, denn die Erinnerung an den verstorbenen Vater scheint sie von heftigen Ausbrüchen des Zorns und Haders abgehalten zu haben. Doch schnell kam es anders. Der eine der Brüder, Werner geheißen, verlobte sich mit einer ehrsamen Bürgerstochter und wollte nun mit deren reichem Heirathsgute seinem Bruder das Recht auf die väterliche Erbschaft abkaufen. Als er aber demselben dieses Ansinnen mündlich mittheilte, ward dieser in Zorn und Grimm ganz außer sich. „Mein väterliches Erbe gebe ich dir um ein Kaiserthum nicht,“ schrie er wüthend. „Bestehst du aber so sehr auf dem Besitze desselben, wohlan, ich weiß ein Mittel, wie du auf die billigste Art von der

Welt deinen Wunsch entweder erfüllt sehen wirst, oder demselben für immer entsagen sollst. Laßt uns kämpfen auf Leben und Tod! Der Kampf sey uns ein Gottesgericht, wer fällt, hat die Wunde oder den Tod, der Sieger den Preis des Kampfes und das Recht zu seinem Genusse. Nun, was sinnst du? Frisch zu!" *)

„Des Bruders höhnisch bittre Worte erregten ein Meer von Grimm und Zorn in Werners Brust, und hastig riß er, als wolle er durch rasche That sich selber keine Bedenkzeit gestatten, sein Schwert von der Wand und stürzte mit blanker Waffe gegen seinen Bruder Klaus, der schon mit gezückter Wehr zu seinem Empfange bereit stand.

„In kürzerer Zeit, als ich zum Erzählen brauche, hieben und stachen die Beiden wüthend aufeinander los, und der Kampf endete erst dann, als Werner, durch einen Stich in die Brust verletzt, mit lautem Wehschrei zu Boden stürzte.

„Es war, als ob der Blutstrom, der aus des Gefallenen klaffender Wunde sprudelte, seines Bruders Denkungsart in einem Moment gänzlich änderte; denn außer sich vor Schreck und Bestürzung kniete

---

*) In alter Zeit war ein so furchtbares, verabscheuungswerthes Entscheidungskämpfen zwischen Brüdern nicht selten. In der Nähe von Altötting in Bayern, kaum eine Stunde von einander entfernt, stehen zwei Kapellen, beide auf Stellen errichtet, wo zwei Brüder, um eines Besitzthumes willen, mit Büchsen aufeinander schossen. In jedem dieser Fälle blieben beide todt auf dem Platze.

er zu dem Hingesunkenen und bemühte sich angstvoll, das Blut zu stillen, doch vergebens.

„Auf seinen Hilferuf eilten die Dienstboten herbei und drangen, als sie das Geschehene theils ahnten, theils aus Klaus' Munde vernahmen, in ihn, sich zu flüchten, bevor die Obrigkeit sich seiner zur Bestrafung seines Frevels bemächtige.

„Willenlos ließ sich Klaus auf ein Pferd drängen, und erst als er im Sattel saß, schien ihm das Geschehene klar zu werden, und wie rasend gab er seinem Gaule die Sporen und sprengte im sausenden Galoppe über die Donaubrücke und über die Heide dem Dorfe Holzheim zu. — Ihm begegneten Dienstmänner des Ritters Kurt von Ellenbach, der eben im Begriffe war, mit seinen Leuten in den Krieg zu ziehen und dem Herzoge Leopold von Oesterreich im Kampfe gegen die Schweizerbauern beizustehen, und gerne nahm der Ritter von Ellenbach den ihm wohl bekannten jungen Mann unter seine Knappen auf, die ihn zum Schlachtfelde begleiten sollten.

„Da ihr nicht unlieb hören werdet, wie es dem Klaus weiter ging, so müßt ihr ihn denn zum Kriegsheere begleiten. Ja, das war ein wunderschönes Ritterheer, welches, vom Kopf bis zur Sohle geharnischt, der Herzog Leopold von Oesterreich gegen die halbnackten Schweizerbauern führte, die außer Lanzen und Schwertern und einem um den Arm gebundenes Brettlein, welches als Schild dienen sollte, keine andern Waffen besaßen, als ihren unerschrockenen Heldenmuth, aber Alle von dem Gedanken beseelt

waren, der kleine Häuflein Kämpfer gegen Heere unüberwindlich macht, dem Gedanken an bevorstehende Tyrannei und an die Vertheidigung von Weib und Kindern und der theuren Heimath.

„Sempach heißt die Gegend, wo es zur Schlacht kam. Die stolzen Ritter stiegen von den Pferden und ihre langen Spieße wie eine eiserne Mauer vor sich hinhaltend, gingen sie auf die Schweizerbauern los, welche auf die Knie gesunken waren, um Gott um Sieg oder Heldentod zu bitten. Es waren aber der Schweizer nur eintausendfünfhundert und ihrer Feinde achttausend der tapfersten, kampfgewohntesten Männer des deutschen Adels.

„Lange blieb der Kampf unentschieden, bis die bewunderungswürdige That eines Schweizers aus dem Lande Unterwalden dem Gefecht den Ausschlag gab. Er umschlang ein Dutzend der achtzehn Schuh langen Spieße der Ritter unter dem Ausrufe: „Treue, liebe Eidgenossen! gedenket meines Geschlechtes, ich will euch eine Gasse machen, sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ Dann drückte er die Spieße in seine Brust und stürzte, selbe mit sich zu Boden reißend, todt zur Erde.

„Ueber seine Leiche drangen seine Gefährten in die Lücke des furchtbaren Lanzenwaldes und bald wüthete der Tod grimmig in den Reihen der Ritter, die in ihrer Rüstung schwerfällig und vor Hitze — es war Erndtezeit — fast verschmachtend, dem Andrange der Schweizer nicht lange widerstehen konnten. Viele hundert Grafen, Freiherren und Ritter fanden den

Tod, unter ihnen auch der Anführer, der Herzog Leopold.

„Neben der Leiche des Herrn von Ellenbach lag schwer verwundet sein getreuer Knappe Klaus und glaubte nun, da das Ende seines Lebens nahe, mit demselben auch seine Missethat, das frevelhafte Beginnen mit seinem Bruder abzubüßen, und betete er ja inbrünstig zu dem Herrn (der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bessre und bekehre), um gereinigt von irdischer Schuld in das Himmelreich eingehen zu können.

„Durch den Blutverlust seiner Wunden geschwächt und todmatt fiel er in tiefe Ohnmacht, und als am Tage nach der Schlacht die Schweizer die Todten begruben, fand ihn ein braver Landmann, fühlte noch Leben in ihm, und nahm sich des schwer Verwundeten gegen seine Landsleute an, welche nicht wollten, daß man einen der Feinde verschone.

„Dieß letztere war aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, wie hart und grausam die Oesterreicher immer gegen die Schweizer verfuhren, und wie sie Jahrhunderte lang immer wieder aufs Neue versuchten, durch Waffengewalt und Hinterlist das wackre Volk um seine heiligsten Rechte zu bringen. — In dem folgenden Jahre sah ein Mann aus dem schweizer'schen Orte Lenzburg in sein Weinglas, und da sich die Sonne in selbem spiegelte, glaubte er den Farbenschimmer des österreichischen Wappens, einen Pfauenschweif, zu erblicken, und wurde darüber so erbost, daß er das Glas an die Wand warf, wo es zu tausend Trümmern zerschellte.

„Der Landmann, der unsern Klaus auf dem Todesfelde zu Sempach gefunden, nahm ihn mit einer Liebe, als gelte es das Leben des eigenen Sohnes, mit nach Hause und pflegte seiner, bis er nach manchem qualvollen Tage endlich genaß. Jahr und Tag blieb er noch im einsamen Bauernhofe am Fuße der himmelanstrebenden Schweizeralpen, doch theilte seine Seele nicht die Fröhlichkeit der unverdorbenen Naturkinder, die ihn umgaben, er war und blieb ein düsterer und verschlossener Mann, den Niemand je lächeln sah, dem sein Gewissen keine Ruhe ließ, das unaufhörlich, bei Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen ihn beunruhigte.

„Da ergriff er denn endlich seinen Wanderstab und nahm herzlichen und wehmüthigen Abschied von der biedern Schweizerfamilie, die ihn nur ungern scheiden sah und ihn erst ziehen ließ, als er den Guten hoch und theuer versicherte: es hänge sein irdisches und himmlisches Wohl von der Reise ab, die er anzutreten im Begriffe stehe. Dann pilgerte er, vorbei an den Ufern des Bodensees, deren entzückende Lieblichkeit keinen Antheil in seinem Herzen zu wecken vermochte, durch die hügelreichen Gegenden des Allgäus, und den korn- und wiesenbedeckten Fluren Schwabens hin zum Donaustrand nach seiner Heimath, dem Städtchen Lauingen, Willens, dort am Grabe des gemordeten Bruders zu beten und dann seinen Leib, als einzige ihm mögliche Sühne, der Bestrafung der weltlichen Gerechtigkeit zu überliefern.

„Beim Donauthor, durch welches er einst die Vaterstadt verlassen, zog er wieder hinein, doch nicht mehr fand er an der wohlbekannten Stelle die elterliche Wohnung, auf dem Platze standen zwei neuerbaute Gasthöfe, nur wenig von einander unterschieden. Lange starrte Klaus wortlos die beiden Häuser an, und ging endlich, einem Träumenden ähnlicher als einem Wachenden, in die Gaststube des einen und forderte mit matter Stimme ein Glas Wein und wollte die junge Frau, welche ihm das Geforderte brachte, so eben über die Veränderung fragen, welche hier im Laufe der Jahre so bedeutsam vorgegangen war, als sein Bruder Werner, den er getödtet zu haben glaubte, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilte und mit freudestrahlendem Antlitze ihn an das Herz drückend, rief: „Sey willkommen, Bruder! siehe, Gottes Güte hat mir das Leben erhalten und nun und nimmer soll zwischen uns beiden Streit und Unfriede herrschen. Siehe, ich habe den Zankapfel unserer Uneinigkeit niederreißen lassen, nach dem Worte Gottes: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus!“ und an dessen Stelle zwei Wohngebäude errichtet, willst du das eine, so bleibe ich in diesem; willst du dieses, so ziehe ich in jenes; sey es aber wie es wolle, mit brüderlicher Liebe werden wir fortan gegen einander handeln.“

„Sprachlos in Freude und Erstaunen stand Klaus, und nie gefühlte Wonne, wie er sie in langer Zeit nicht mehr empfunden, erfüllte seine Brust. Wortlos drückte er dem Bruder die Hand; er empfand,

daß die übergroße Freude wie der übergroße Schmerz keines Lautes mächtig ist. Bruder Werner führte ihm nun seine Hausfrau vor, die freudig den todtgeglaubten Schwager, um dessetwillen ihr lieber Mann oft so traurige Stunden gehabt hatte, bewillkommte und ihm ihre Kinder, zwei schöne Mädchen und Knaben, zeigte, die bald lustig um den fremden lieben Onkel herumsprangen.

„Einer dieser Knaben hieß Veit, aus dem ist nicht mehr und nicht weniger geworden, als eben ich selbst, der Meister Laurenburger, der dieß euch eben erzählt.

„Der Onkel Klaus aber blieb fortan im Städtchen, nahm das leerstehende Haus neben dem seines Bruders in Besitz, und die beiden Brüder theilten später sogar das deutsche Reichswappen, welches als Schenkezeichen an der Thüre des Vaterhauses gehangen; der eine wählte die Kaiserkrone, der andere den Adler, und die Bezeichnung der beiden Häuser nach diesen Emblemen ist bis auf den heutigen Tag geblieben.

„Als nach Jahr und Tag Onkel Klaus ein wackres Schweizermädchen, die Tochter des biedern Landmannes, der ihm auf Sempachs blutgedüngten Fluren das Leben gerettet, aus den helvetischen Gauen nach Schwaben holte und mit ihr Hochzeit machte, da war der Jubel und die Freude groß im ganzen Städtchen, wo ihn Jedermann liebte.

„Gott gebe den beiden Brüdern die ewige Ruhe!" schloß Meister Veit; „ihre Kinder sind noch immer

im Besitze der beiden Häuser, die auch mir ein schö-nes Erbgut gebracht haben, von dem ich jedoch zur Zeit keinen Heller mehr besitze, denn ich lernte zwar zu Hause sparen, aber die leidige Fremde half mir lustigen Zeisig bald von den elterlichen Batzen!"

Die Zuhörer hatten dieser Erzählung des Meisters die ungetheilteste Aufmerksamkeit geschenkt, und einer der Schmiedgesellen sprach nun, nachdem er sich sehr bedachtsam vorher geräuspert hatte: „Mit Verlaub, Meister Laurenburger, wie mag es kommen, daß die beiden Brüder wegen ihrem Erbe so bissig auf einander wurden, wie zwei Hunde, deren keiner dem andern den Knochen gönnen will. Und es schien mir doch, als seien es wackre brave Burschen gewesen, welches auch aus ihrem spätern Betragen zur Genüge hervorgeht!"

„Es mag mehr als eine Leidenschaft gewesen seyn, die sie so weit trieb," meinte entgegnend Meister Veit. „Ich will nicht sagen, daß jeder dem Andern geradezu neidisch auf den Besitz, den er selber gern gehabt hätte, war, und doch ist's nicht viel anders, doch kam der Funke erst zum vollen Ausbruche, als sein Bruder Gelegenheit fand, sich zu verehelichen; da erwachte der Neidteufel im Jüngling, daß er dachte: was? — soll mein Bruder das schöne Gut — und jetzt auch noch ein Weib haben, während ich mich so kahl mit einem Stücke Geld soll abfinden lassen, mit ihm eine neue Heimath zu suchen, welche doch nicht an den Bäumen wachsen.

„Hätte er seine Leidenschaft, wie es Christen-

pflicht, gebändigt, und nach der ewig wahren, und so lange die Welt steht, nicht zu übertreffenden Lehre des göttlichen Heilandes: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" gehandelt, so hätte er sich viele Reue und Betrübniß ersparen können und würde nicht um ein Haar der Mörder seines Bruders geworden seyn. Gott erbarmte sich über ihn und ließ ihn durch Unglück besser werden, wie denn halt immer die Wege des Herrn allweise sind, wenn sie gleich den Menschen verborgen bleiben. Und glaubt mir, liebe Hausgenossen, alles auf Erden, sogar die fürchterlichsten Leiden des Leibes oder die noch schlimmern der Seele haben etwas Gutes, das uns in dieser oder jener Welt Nutzen bringen wird. — Doch auch viele Leiden kann sich der Mensch ersparen, so er den Leidenschaften, sie mögen nun Zorn, Neid, oder wie immer heißen, kein Gehör gibt, ihnen Zaum und Zügel anlegt und bei manchen Anläßen denkt: wie würde es ein recht frommer und eifriger Christ in meinem Falle machen? Euer Gewissen wird euch ohne Zweifel die rechte Antwort geben; o folgt doch dieser warnenden Gottesstimme in euch, diesem Mahnrufe zum Guten, Edlen, allein Christenwürdigen. Dann wird euer Leben schön seyn, und wäre es auch überreich an Leiden; diese gehen vorüber, eure Seelenruhe, dieß edle Kleinod ist aber geblieben, und wohl euch, wenn ihr nur dieses rettet aus den Stürmen der Welt in den Hafen der Ewigkeit.

„Bedenkt dieß wohl, und ihr werdet in allen euren Tagen noch oft mit Freude euch erinnern, wie

dieß an einem Abende Meister Laurenburger zu euch sagte, und mir dafür noch Dank wissen, wenn ich längst auf dem Kirchhofe liege.

„Gute Nacht, meine Lieben!"

Wenn Meister Veit immer die letzten Worte sprach, so wußten die anwesenden Hausgenossen schon, woran sie nun waren, dann nahm der älteste Geselle den Schlüssel zu der großen Kammer, in welcher er und seine Mitgenossen schliefen, zündete ein Licht an, bot dem Meister die Rechte, nahm Weihwasser und sagte: Gelobt sey Jesus Christus! und seine Gefährten folgten seinem Beispiele und gingen nach Anhörung des frommen Gegengrußes: Von nun an bis in Ewigkeit! zur Ruhe.

Drittes Kapitel.

In welchem viel Unerwartetes vorkommt.

Am folgenden Tage läuteten die Glocken der Kirchen recht anmuthig zur Feier des sonntäglichen Gottesdienstes, welchen Niemand in des Waffenschmiedes Hause ohne dringende Ursache versäumen durfte. Nach dem Gottesdienste setzten sich die Söhne des Meisters sammt noch einigen der gestrigen Abendgenossen um den Altgesellen, dem sein schneeweißes Haar ein gar ehrwürdiges Ansehen gab, und sprachen mancherlei mit ihm, sowohl über die in der Domkirche vernommene Predigt, als auch über die Erzählung, welche gestern Abend der Vater vorgetragen hatte.

Es mag jedoch hier am Platze seyn, der Söhne des Meister Veit etwas weitläufiger zu erwähnen.

Der älteste hieß Christoph, und war der Sohn der ersten Frau des Meisters, war hoch gewachsen, und man hatte seine Lust im Anblicke, wenn man sah, wie er mit dem schweren Hammer die glühenden Eisenstangen klopfte, daß ein Regen glührother Funken um ihn herumstob. Er hatte ein schlichtes und biederes Gemüth und sein Sinn stand nach nichts höherm, als ein eben so guter Waffenschmied zu werden, wie es sein Vater war, welchen er über Alles liebte.

Der zweite Sohn Rudolph, von dem wir schon anführten, daß er lieber den Erzählungen ritterlicher Thaten und kriegerischer Abenteuer zuhörte, als sich mit den Geschäften des Handwerks abgab, war zwar auch brav und gut gerathen, hatte jedoch in seinem ganzen Wesen etwas so Stolzes und Herrisches, daß er nicht selten mit seinen Brüdern in Streit kam und daß dann das ganze Ansehen des Vaters erforderlich war, um wieder Ruhe und Frieden herzustellen und den Trotzkopf zur gewohnten Ordnung zu verweisen.

Der jüngste Sohn Johannes glich in allen seinen Zügen trotz seiner großen Jugend dem Lieblingsjünger unseres göttlichen Erlösers, dessen Name ihm in der heiligen Taufe gespendet worden war. Lange blonde Locken, auf der Stirne zierlich gescheitelt, beschatteten sein unschuldvolles Antlitz, das auch noch von keinem Hauch der Sünde befleckt schien.

Und wie sein ganzes Aussehen von innerer Seelenreinheit zeigte, so war es auch in seinem Innern. Darum liebten ihn auch Alle, die ihn kannten, und wenn er je mit Bruder Rudolph in Zwist gerieth, so war nur dieß Ursache — daß der sanftere Johannes dem heftigen und hochfahrenden Bruder Vorstellungen über sein Betragen gemacht hatte, die der Trotzige nicht ertragen konnte.

Daß ein solcher Jüngling, der sich noch überdieß durch Geistesgaben jeglicher Art auszeichnete, nicht in die rußige Werkstätte passe, sah jeder der vielen Kunden ein, die Geschäfte zum vielberühmten Veit Laurenburger führten, und oft wurde dieß dem guten Meister unverhohlen in das Antlitz gesagt. Der aber würdigte solche Reden gar keiner Antwort, sondern schüttelte ernst den Kopf und deutete nur langsam gegen den Himmel, als wollte er sagen, was aus dem Johannes werde, wird der Himmel wissen, und das wird besser seyn, als alles, was mein beschränkter Verstand, und wenn ich auch Wochen und Tage lang nachdächte, zu Stande brächte.

Wir dürfen indeß dadurch ja nicht zu dem Glauben verleitet werden, als ob Meister Laurenburger gar keinen Versuch machte, in Betreff der Standeswahl die Denkungsart seines jüngsten Sohnes zu erforschen. Oft fragte er seinen Johannes ernst: „Willst du nicht Hammer und Feile liegen lassen und ein Geistlicher werden, weil du so viele Freude am Lesen und Schreiben hast?“ Aber Johannes entgegnete

darauf immer: „Wenn ihr, lieber Vater, es haben wollt, so will ich euch zu lieb gerne thun, was ihr wünscht, sonst aber bliebe ich lieber bei euch und müßte ich auch alle Tage meines Lebens Schwerter schleifen und Harnische poliren!“

So blieb denn Alles beim Alten, und der Meister war froh, seinen jüngern Sohn noch länger bei sich behalten zu dürfen, hatte es ihn doch schon sehr geschmerzt, als sein ältester Sohn Christoph, der Sitte jener Zeit gemäß, mehrere Jahre lang in Nürnberg bei einem der berühmtesten Harnischmacher Deutschlands in Arbeit gestanden, von welcher derselbe kaum vor neun Monaten zurückgekehrt war.

Wie wir am Anfange dieses Kapitels erwähnten, saßen sie jetzt um den runden Tisch der Wohnstube, und redeten über anscheinend geringe Ursachen, die oft in ihrem Laufe die wunderbarsten Veränderungen im Leben einzelner Menschen hervorgerufen. Der Altgeselle wollte dieses mit einem Beispiele belegen und begann folgendermaßen zu erzählen:

„Ich bin von Geburt nach ein Thüringer; doch das wißt ihr schon längst: heißt man mich doch in der Werkstätte kaum anders als den Bruder Thüringer. Nun herrschte über unserm Lande einmal ein Landgraf, Ludwig geheißen, der war über alle Maßen gütig und liebreich gegen seine Untergebenen, und war durchaus nicht zu bewegen, in irgend einem Stücke Strenge anzuwenden, weil er glaubte, dieß entfremde ihm die Liebe und Zuneigung seiner Unterthanen. Die Folgen dieser zu milden Regierungsart

zeigten sich aber bald; denn diejenigen, die einige Gewalt in Händen hatten, mißbrauchten selbe ohne Furcht vor ihm auf die entsetzlichste Weise und drückten die armen Unterthanen fürchterlich, so daß um des guten, allzuguten Herrn das ganze Land in Noth und Elend kam, ja man täglich und stündlich dem Ausbruche eines allgemeinen Aufstandes entgegensehen konnte.

„Da geschah es, daß der Landgraf sich einmal auf der Jagd verirrte und bei einbrechender Nacht in eine Schmiede kam, wo der rußige Meister tüchtig auf das Eisen loshämmerte, ohne dem Gaste sonderliche Beachtung zu schenken. Bei jedem Hammerschlage rief der Schmied fluchend aus: „Landgraf, werde hart! werde hart! Du schmählicher und unseliger Herr, werde hart! Deine Edelleute schmeicheln dir ins Angesicht und loben deine Güte, und beschatzen dein armes Volk, sie plündern und morden, sie werden von deinem Eigenthume reich, und du wirst mit deinem Lande arm! Landgraf Ludwig, werde hart, werde hart!"

„Der Landgraf hörte all dieses mit an und dachte in der Nacht darüber lange nach. In der Frühe des Morgens ritt er von dannen; aber in der Schmiede im Walde hatte er gar vieles gelernt, er wurde strenge und unerbittlich gegen Alle, die Ungerechtigkeiten übten, und erwarb sich bald die Liebe seines Volkes und ihren Segen in eben dem Maße, als er ehevor die Zielscheibe ihrer Flüche und Verwünschungen gewesen war.

„So ist durch Gottes allweise Fügung einem ganzen Lande die Verirrung des Landgrafen auf der Jagd, ein an und für sich unbedeutender Umstand, zum größten Nutzen und Segen geworden. — Doch Meister, was ist euch denn, seyd ihr nicht recht wohl, daß ihr so verschlossen gegen eure sonstige Weise vor euch hinstarrt?"

Der Meister blickte auf, als erwache er so eben aus einem schweren Traume und entgegnete: „Mir ist es körperlich ganz wohl, und ich fühle auch nicht die mindeste Krankheit, wie ich denn sagen kann, daß ich, so lange ich auf der Welt bin, noch nie das mindeste Unwohlseyn empfunden; doch mir träumte heute Nacht, meine zweite Hausfrau, deine Mutter, lieber Johannes, erschiene mir im Lichtgewande der Seligen, umflossen von so unbeschreiblichem Glanze, daß es längere Zeit anstand, bis meine schwachen Augen diesen überirdischen Schimmer zu ertragen vermochten.

„Freudig wollte ich auf, ihr, die mir im Leben so lieb gewesen, und deren früher Tod mir tiefe Wunden schlug, zuzueilen, doch sie winkte mir mit der Hand und sagte: noch darfst du mir nicht nahen, doch bald, recht bald! Und wie sie dieses gesprochen, verschwand das Traumgesicht, und ich erwachte spät, denn die Morgensonne schien schon in mein Schlafkämmerlein. Nun möchte ich doch wissen, ob dieser Traum nicht ein Vorzeichen meines baldigen Endes seyn soll."

Er versuchte zu lächeln, doch sah man dem

Gesichte des wackern Mannes wohl an, daß er sich dazu nöthige, und seine erschrockenen Söhne versuchten auf alle mögliche Weise, ihm den Gedanken an seinen Tod und an den Traum aus dem Sinne zu bringen, indem sie ihn auf seine Gesundheit verwiesen und den Traum für nichts Weiteres als ein Spiel der Einbildungskraft erklärten. Doch war den guten Jünglingen dabei selber nicht recht wohl zu Muthe, und ihre feierliche Stimmung vermehrte sich noch, als nach dem nachmittägigen Gottesdienste sie der Vater nach einem kurzen Spaziergange auf den Kirchhof führte und sie ihn auf den Gräbern ihrer Mütter heiße Thränen vergießen sahen.

Sonntag Abends ging Veit Laurenburger gewöhnlich in die Trinkstube der Waffenschmiede zu einem Glase Wein, doch heute entsagte er dieser Gewohnheit und verfügte sich ungewöhnlich früh zur Ruhe.

Als am andern Morgen der Meister in die Werkstätte trat, war er jedoch wieder so munter wie in der vergangenen Woche, und schien die Sorgen, welche er Tags vorher gehegt hatte, gänzlich vergessen zu haben, ja er scherzte und lachte mit den Arbeitern in der Werkstätte in so fröhlicher und sorgloser Laune, daß seine Söhne innerlich Gott dankten, der ihr Flehen erhört habe, und ihnen den theuern und verehrten Vater noch länger lassen wolle.

Es war schon um die zehnte Stunde Vormittags, als ein Kaufmann der Stadt, der dieser Tage eine auswärtige Messe zu besuchen im Begriffe stand, mit

einem Pferde vor die Schmiede kam, welches bedeutend hinkte, und für selbes die Hilfe Meister Laurenburgers in Anspruch nahm, denn dieser war weit und breit als ein erfahrener und geschickter Pferdearzt bekannt, welche Kenntniß er sich in seinen Feldzügen erworben haben mochte.

Mit kundiger Hand hob er den Huf des kranken Pferdes in die Höhe, rief seinem Sohne Johannes und zeigte ihm, als er den Fuß lange Zeit aufmerksam untersucht, an demselben ein kleines, kaum linsengroßes Bläschen, indem er sprach: „diese Krankheit heißt die Steingalle; vernachlässigt man sie und strengt man das Pferd nur einigermaßen an, so ist es in wenigen Tagen verendet. Ich will jedoch ein Waschwasser bereiten, das dem Uebel in weniger als vierundzwanzig Stunden vollständig abhelfen wird.“

Er rief nach diesen Worten seinem Sohne Christoph, um ihm die Behandlungsweise dieser Krankheit ebenfalls zu zeigen und wollte eben den Huf des Pferdes abermal in die Höhe heben, als dasselbe mit einem Male sich hochauf bäumte und grimmig auszuschlagen begann und sein erster Hufschlag traf den armen Meister Laurenburger dergestalt an die Brust, daß ihm augenblicklich das Blut aus dem Munde drang, und er seinem Johannes in die Arme sank. — Die bestürzten Söhne trugen ihn leidvoll in sein Schlafkämmerlein und schickten nach dem Arzte, dem es zwar bald gelang, das Blut zu stillen, der aber zugleich sagte: seine Kunst als Arzt des Leibes sey vergeblich, nach wenig Stunden werde der Meister sterben, man

solle daher unverzüglich nach dem Arzte der Seele, dem Geistlichen, schicken und den Todkranken mit den heiligen Sterbsakramenten versehen. Der Meister mochte wohl fühlen, daß der Arzt Recht habe, denn er bestätigte, da er zum Reden noch zu schwach war, mit deutlichen Zeichen die Worte des Arztes, und seine Söhne eilten, seinen Wunsch zu erfüllen.

Mit größter Andacht beichtete dem herbeigerufenen Geistlichen der wackere Veit und empfing mit rührender Inbrunst den Leib des Herrn und die letzte Oelung. Als sich der Priester entfernt hatte und außer seinen Söhnen und dem Altgesellen Niemand mehr anwesend war, setzte sich der Meister aufrecht auf seinem Lager und begann folgender Art:

„Das Ende meines Lebens ist nun da, und wenn ich auch nicht immer so lebte, wie ich hätte leben sollen, so hoffe ich doch um der Verdienste Christus willen im Himmel Gnade zu finden und einen barmherzigen Richter. Um nun Streitigkeiten unter euch zu verhüten, so möchte ich vor meinem Scheiden meine Angelegenheiten in zeitlichen Dingen noch in Ordnung bringen.

„Komm her, mein Sohn Christoph, der du der älteste bist! — Leider kann ich dir wenig hinterlassen, denn, als ich deine Mutter heirathete, kam ich gerade vom Kriegsdienste her und hatte weder Geld noch Gut, und als deine Mutter nach langer Krankheit starb, reichte unsere gesammte Habe kaum hin, sie zu begraben. All mein Vermögen stammt von der reichen Anna, deiner Mutter, mein Johannes,

und darum ist nicht mehr als billig, daß du ihr Hab und Gut bekommst, das im Grunde doch nur dir als rechtmäßiges Eigenthum gebührt. Nimm darum diesen meinen Hammer, den ich viele Jahre mit Ehren führte, und damit das Recht auf Werkstatt und Haus mit allem, was sie enthalten. Du bist zwar zart und schwach, hast aber dennoch nie einen Widerwillen gegen das edle Handwerk der Waffenschmiede gezeigt, und ich glaube, in dir steckt ein hohes und erfinderisches Wesen. Ich hoffe, du wirst deinen Bruder Christoph nie Noth leiden lassen, sowie ihm alle Tage seines Lebens die Kost und Wohnung in diesem Hause gereicht werden soll; seyd verträglich und haltet in Eintracht zusammen."

Johannes ergriff die ihm gereichte Hand des Vaters und blickte, den Hammer auf die Brust gedrückt, mit thränendem Blicke gen Himmel, während der sterbende Meister fortfuhr zu sprechen:

„Dir, mein lieber Rudolph, muß ich jetzt ein Geheimniß entdecken, welches ich dir um deines trotzigen Wesens willen früher nicht zu eröffnen mich getraute. Wisse denn, daß du nicht mein Sohn, sondern aus adeligem Blute und Stamm und der Sohn meines tapfern Hauptmannes, Adelgötzens von Ellerbach, dem Sohne dessen, der mit meinem Oheim Klaus bei Sempach focht, bist. Dein Vater mußte, da er der Reichsacht verfallen, flüchtig werden und übergab dich mir sammt einigen Kleinodien, worauf ich erst vor einigen Jahren vernahm, daß er in Frankreich gestorben. In dem Wandschranke dort findest du einen

ledernen Beutel mit Goldgulden gefüllt, die ich aus dem Verkaufe dessen löste, was dein Vater für dich hinterlegte; er ist mit einem Riemlein zusammengebunden, an welchen deines Stammes Siegelring geknüpft ist. Kaufe dir ein Roß und reite zu dem Markgrafen von Burgau und zeige ihm das Ringlein, so wird er sich gewiß deines Vaters erinnern und dich in seine Dienste nehmen und dann leb fromm und tapfer. Damit du aber auch meiner gedenkest, so nimm das große Ritterschwert dort an der Wand, das ich einmal einem feindlichen Anführer abnahm, und behalte es zu meinem Gedächtnisse. Eine Rüstung dazu werden dir deine bisherigen Brüder wohl nicht versagen."

Der Meister hielt erschöpft einige Augenblicke inne und fuhr erst fort, als er sah, wie Rudolph eiligst das Schwert von der Wand holte, sein Sohn Christoph aber mit gefalteten Händen trüb und traurig, als sey ihm nebst dem Tode des Vaters noch ein anderes Unglück widerfahren, am Fuße des Sterbelagers stand. *)

„Armer Christoph," fuhr der Todkranke fort, „wenn ich dir nur auch etwas hinterlassen könnte. — Doch da fällt mir ein, daß ich einmal im Kriege in einem Kloster ein großes Buch erbeutete, denn ich glaubte, die Spangen, mit denen es beschlagen war, seyen von köstlichem Metalle; nimm das zu meinem Gedächtniß, es mögen gar viele und schöne Sachen

*) Hieher das Titelbild.

darin stehen. Im alten Harnischkasten mag es liegen, zwischen den rostigen Blechhandschuhen, so es die Mäuse und Ratten noch nicht gefressen, die in dem alten Geräthe oft furchtbar lärmten."

Er murmelte noch allerlei in seinen Bart, denn die Besinnung schien ihm allmählig zu gebrechen, doch kam ihm noch einmal das klare Bewußtseyn, er segnete seine Söhne und verschied unter dem lauten Gebet der Anwesenden sanft und selig, den Tod eines Christen sterbend.

Christoph und Johannes schlossen ihm die Augen, denn in Rudolph schien eine ganze Masse von Eitelkeit in dem Momente, wo er vernommen, daß er aus adeligem Stamme sey, erwacht zu seyn, und er kümmerte sich wenig um das weinende Brüderpaar, denen er die Besorgung des Leichenbegängnisses allein überließ, und sich unterdessen in der Stadt herumtrieb, um nach einem guten und schönen Pferde zu sehen, denn er war Willens, in kürzester Zeit die Schmiede und Augsburg zu verlassen und ritterlichen Thaten und Abenteuern nachzuziehen.

Feierlich erklang nach wenigen Tagen das Trauergeläute von dem Kirchthurme, als man den alten Meister Veit Laurenburger zur letzten Ruhestätte trug.

Brennende Kerzen in der Hand begleiteten seine sämmtlichen Zunftgenossen den Sarg, der die irdische Hülle des Besten ihrer Kunst barg; unter den Leidtragenden hatte sich auch Rudolph wieder eingefunden, dem Pflegevater die letzte irdische Ehre zu erweisen. Aber auch mancher Rathsherr und angesehener Pa-

trizier verschmähte es nicht, dem Leichenbegängnisse des schlichten Bürgermannes beizuwohnen, liebte ihn doch Jedermann, der einmal mit ihm zu thun gehabt hatte, und das zahlreiche Todtengefolge mochte, während dem Sarge eines Reichen nur lachende Erben folgen, die schöne Lehre anschaulich darlegen:

„Fülle den Standpunkt deines Daseyns, und sey er noch so armselig, nach allen deinen Kräften aus, so wird es dir weder an Achtung bei deinen Zeitgenossen, noch an Verdiensten höherer Art fehlen, die dir nach dieser Erdenpilgerfahrt auch im Jenseits, dieser Fortsetzung des Erdenlebens, eine gute Aufnahme und reiche Belohnung versprechen dürfen."

Drittes Kapitel.

Scheidewege.

Wochen verstrichen, ohne daß die beiden Brüder eben besonders daran dachten, von der Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu einander zu reden; nur eine Veränderung war in ihrem sonstigen Betragen vorgegangen, und dieß war die beständige Traurigkeit, die auf dem ehrlichen Gesichte des guten Christoph sich zu sichtbar abmalte, als daß es seinem Bruder Johannes auf die Länge verborgen bleiben konnte. Doch, wie oft er den Bruder auch fragte, er erhielt nur ausweichende Antworten, und tröstete dann gewöhnlich Christoph, dessen Betrübniß für Trauer um den verstorbenen Vater haltend, so gut

er, dessen Herz selbst noch blutete, es nur immer thun konnte.

In der Schmiede ging der alte lebhafte Geschäftsgang ununterbrochen fort; auch Rudolph hatte, freilich mit dem Vorsatze, es dann für immer abzulegen, das Schurzfell wieder angezogen und zur Feile und Polirstahl gegriffen, aber nur um einem schön verzierten Harnische und dem Ritterschwerte die größtmöglichste Politur und Glanz zu geben, und befragte unaufhörlich seine Brüder um diesen oder jenen halbvergessenen Kunstgriff, um ja mit recht blanken und untadelhaften Waffen seine Fahrt anzutreten, denn ein Pferd nach seinem Wunsche hatte er nach vieler Mühe endlich aufzufinden das Glück gehabt.

An einem Sonntage Nachmittag dachte endlich Christoph an das Buch, das ihm der sterbende Vater bestimmt hatte, und rief seinem Bruder, damit er ihm unter dem alten Eisengeräthe darnach suchen helfe. Doch Johannes ging, sobald er vernahm, was sein Bruder beginnen wolle, sogleich in die Küche, wusch dort nochmals säuberlich die Hände, verfügte sich dann in sein Kämmerlein und brachte von dort das ziemlich schwere Buch in die Wohnstube.

„Ich habe das alte Buch," sagte er freundlich, „schon vor Jahr und Tag einstmals gefunden und mich dann so sehr an selbem ergötzt, daß ich mich wohl gehütet habe, es wieder unter das alte Waffengeräthe zu legen, wo es Staub und Moder leicht zu Schaden bringen konnte. Besiehe dir nun deine Erbschaft, alsdann wollen wir weiter über die Sache reden."

Hierauf setzten sie sich beide in brüderlicher Eintracht an den bekannten runden Tisch und betrachteten, als sie vorher ein Tuch auf denselben gelegt hatten, die Blätter des Buches, welches Christoph als Eigenthum zugefallen war, genau.

Von außen hatte es ein sehr unscheinbares und verlegenes Ansehen; denn der schwere schweinlederne Einband war vor Alter ganz braun geworden, und der starke Messingbeschlag, der einst so geglänzt hatte, daß ihn der selige Meister für Gold hielt, war nun über und über mit grünem Schimmel bedeckt.

Doch Johannes, der das Buch wohl kannte, öffnete die Schließhaken, und nun zeigten sich zwar etwas gelbe, doch mit schöner Mönchsschrift beschriebene Pergamentblätter, und nicht genug, daß die meisten der Anfangsbuchstaben mit schwunghaften Schnörkeln verziert und auf goldenem Grunde mit rother und blauer Farbe gemalt waren, es befanden sich auch an sehr vielen Stellen zwischen der Schrift länglichbreite Bildlein, auf welchen stattliche Ritter mit ihren Frauen, Pferden und Hunden, wundersame Landschaften mit Schlössern an weiten Seen, auf denen Schiffe fuhren, auch heilige Jünglinge und Jungfrauen, mit fleißigem Pinsel und Farben so frisch, als kämen selbe erst eben aus der Muschel, mit wundersamer Kunst abgebildet waren.

Kopfschüttelnd betrachtete Christoph die Figuren auf den Bildern, aber auf seinem Gesichte zeigte sich nichts als flüchtige Neugierde und Verwunderung. Sein Bruder Johannes hingegen konnte seine Lust

und seine Freude an den aufgeschlagenen Blättern des Buches gar nicht sättigen, wußte viele Bilder zu erklären und sogar viele Stellen der verschnörkelten Schrift ohne Anstoß zu lesen. So sehr er sich aber auch bemühte, seinem Bruder begreiflich zu machen, welchen Schatz derselbe in dem Buche besitze, denn damals war die nicht genug zu preisende Kunst des Buchdruckens noch nicht erfunden und Bücher wurden immer theuer bezahlt, so konnte und mochte Christoph nichts davon begreifen, sondern stand endlich unmuthig auf, schleuderte den Sessel von sich und sprach:

„Ich bin doch ein armer enterbter Ismael und meine Mutter die Hagar. Was soll mir das seltsame Buch, das ich nur um des Vaters willen ehre. Was beginne ich damit, ich kann es nicht einmal lesen und an den Bildern werde ich mich auch bald satt gesehen haben. Mir wären einige Stangen steyermärker Eisen nützlicher, als alle Pergamenthäute der ganzen Welt und wären alle von oben bis unten so voll geschmiert wie dieses Buch hier."

Als Christoph so geredet hatte, zog ihn Johannes sanft zu sich auf den Sitz, sah ihn mit frommen, treuherzigen Augen liebreich an, drückte des Bruders rauhe Hand fest auf seine Brust und sprach zu ihm:

„Siehe, mein lieber Christoph! Dieß ists eben, was mir auch schon einige Tage im Gedächtnisse liegt. Betrachte diese meine schwache Hand und die deinige dagegen. Glaube nur, ich werde nie ein tüchtiger Schmied werden, und du bist es schon längst. Gewiß wäre des Vaters letzter Wille viel anders

gewesen, wenn er nicht eben meiner seligen Mutter all sein Hab und Gut verdankte. Sollst du mich nun mit deiner harten Arbeit ernähren, sollst du, der Aeltere, mein, des Jüngern, Geselle werden, ich dein Meister? — Nein, nicht also geschehe! Längst trage ich gewiß nicht ohne Zulassung Gottes Begier nach diesem wunderbaren Buche, das mir schon manchen freudigen Tag bereitete. Mich erfüllt ein lebhaftes Verlangen, zu erfahren, ob das, was in ihm steht, auch wirklich in der Welt so sey, und ich will es aufsuchen, sey es nun in naher Entfernung oder meilenweit entlegen. Finde ich mein Glück in der Welt draußen, nun desto besser, so hat mich das Buch geleitet, finde ich es nicht, so bleibt mir immer noch eine Heimath und die Zuflucht zu deiner brüderlichen Liebe.

„Darum, lieber Christoph, bitte ich dich, überlasse mir das Buch und ein Unterkommen bei dir, wenn ich ein solches einmal von Nöthen haben soll. Du aber nimm dagegen des Vaters Hammer sammt Haus, Werkstätte und aller Kundschaft!“

Wie dem guten Christoph bei diesem seltsamen und unvermutheten Antrage zu Herzen war, könnt ihr euch denken. So ungefähr, wie einem Hungrigen, dem einer ein Stück Brod mit dem Bemerken zeigt, es ihm bald zu schenken. Er machte große Augen und wußte nicht, sollte er über den, wie ihm dünkte, närrischen Tausch lachen, oder sollte er Alles für Scherz halten und dem Johannes zürnen.

Als aber Letzterer aufs Neue begann und die Hand hinhielt mit dem Ausrufe: „Ist es dir recht,

wohlan, so schlage ein!" und ihn dabei so ernsthaft anblickte, daß an dem Ernste seines Antrages zu zweifeln mehr als Sünde gewesen wäre, da erschrack Christoph vor lauter Freude, Thränen drangen in seine braunen Augen, er fiel dem Johannes um den Hals und sagte mit vor innerer Aufregung halb erstickter Stimme: „Herzlieber Bruder! warum führst du mich also in Versuchung? Wenn es seyn könnte, ja dann, dann wäre ich der glücklichste Mensch! Siehe, da du so edel gegen mich denkst, als wäre ich nicht dein Stiefbruder, sondern als hätte uns eine Mutter getragen, so will ich dir mit Offenheit anvertrauen, was mich in letzter Zeit so schwermüthig machte.

„Ich kenne eine arme, aber rechtschaffene Bürgerstochter, deren Vater mein Freund ist, und gar gerne möchte ich selbe zu meinem Eheweibe wählen, wenn ich nur könnte. Schon vor längerer Zeit wollte ich diesen meinen Herzenswunsch dem guten Vater sagen, doch verschob ich es immer von Tag zu Tag, und nun hat sein schneller Tod alles gar unverhofft geändert. Früher glaubte ich, die Werkstätte zu erhalten, doch jetzt ists vorbei mit allen meinen Hoffnungen. Habe tausend Dank für deine guten und schönen Absichten, ich will getreulich bei dir ausharren als demüthiger Dienstbote und dein Geschäft nach Kräften fördern, bis du gänzlich erwachsen bist und meiner nicht mehr bedarfst; dann will ich aus Augsburg ziehen, so weit mich meine Füße tragen, und dir nie wieder lästig fallen und nie wieder in meine Heimath zurückkehren."

„Das geschieht nimmer," versetzte Johannes freudig. „Steht es also mit dir, dann hielte ich es für Sünde, wenn ich meinen schon fest gefaßten Vorsatz aufgeben wollte. Du aber gib mir die Hand darauf, daß du mit dem Tausche zufrieden bist, und laß mich für alles Andere getrosten Muthes allein sorgen."

Aber Christoph verweigerte seine Hand, wollte nicht einschlagen und begab sich zuletzt, finster vor sich hinschauend, von dannen, denn er grämte sich um der schönen Hoffnung, die sich ihm, der Seifenblase gleich, nach der er sich nicht zu haschen getraute, gezeigt hatte, und an deren Wirklichkeit er nicht im mindesten Glauben hatte.

Johannes brachte das Buch, das zu solch lebhaftem Gespräche Veranlassung gegeben, wieder unter sichern Verschluß, vergnügt, daß er nun um die Ursache von seines Bruders Traurigkeit wisse, und beschloß vor Allem, sich zu erkundigen, wer und was die Jungfrau sey, die Christophs Neigung auf sich gezogen, und dann zu versuchen, ihr Herz kennen zu lernen.

Er wandte sich zu diesem Zwecke an seinen Freund, den biedern Thüringer, den Altgesellen, der ihm auch bald erzählte, daß Christoph oft zu einem hochbetagten Zinngießer, der nahe an der Stadtmauer, nicht weit vom Stephinger-Thörlein wohne, gehe, der eine gar brave und wackere Tochter habe, welche die Erkorene wohl seyn könne.

Schon am Abende des folgenden Tages ging

Johannes in das Gäßchen, wo der Vater Leonorens, so sollte die Jungfrau heißen, wohnte. In dem Gäßchen standen die Mädchen unter den Hausthüren und spannen emsig, sich dabei mit lustigem Geplauder unterhaltend. Mitten unter den Mädchen gewahrte Johannes Eine von hohem Wuchse und frischem Gesichte, deren lichtbraunes, im Glanze der Abendsonne fast goldig schimmerndes Haar, deren hellbraune Augen ihr einen so holden Liebreiz verlieh, daß sie eher einem frommen Heiligenbilde als einer Lebendigen ähnlich sah.

Wie nun Gott unserm frommen Johannes schon von Jugend auf die seltene Gabe verliehen, welche seine Gnade reinen und auf das Höhere gerichteten Gemüthern ohne klares Erkennen angedeihen läßt, nämlich die, durch das Aeußere alsobald das Innere des Menschen zu ergründen, so erklang es in seiner Seele auch augenblicklich wie mit lauter Stimme: ist dies die Erwählte Christophs, so verfolge dein Vorhaben!

Und um nun sogleich zu wissen, ob seine Muthmaßung gegründet sey, fragte er sie, ob sie etwa Leonore, des Zinngießers Tochter, sey, an welche er einen Auftrag zu besorgen hätte.

Das Angesicht der Braungelockten, die wohl wußte, daß der also Fragende der jüngere Bruder Christophs sey, überlief bei dieser unerwarteten Anrede eine brennende Röthe; sie legte die Hand auf das Herz, ließ ihre Spindel, an welcher sie fleißig den goldenen Flachs zum feinsten Faden gedreht, einen

Augenblick ruhen und entgegnete nach kurzem Stillschweigen mit jungfräulichem Stolze:

An einen Auftrag irgend einer Art an sie könne sie kaum glauben; verhalte es sich aber dennoch also, so wolle sich dessen Besorgung Abends unter der Hausthüre nicht ziemen, und er möge seinen Auftrag morgen in Gegenwart ihres Vaters besorgen, vor dem sie durchaus nicht gewohnt sey, Geheimnisse zu haben.

Die übrigen Mädchen und Jungfrauen, welche wohl freundlicher mit dem stattlichen Jüngling gesprochen hätten, verwunderten sich nicht wenig über dieses, wie sie meinten, schnöde Benehmen; Johannes aber erfreute sich an demselben in seinem unschuldsvollen Herzen, und Leonorens Rede, die er kaum anders erwartet hatte, brachte ihm die beste Meinung von ihr bei, und er nahm mit den Worten Abschied:

„Auf ein andersmal, liebwerthe Jungfrau, werde ich mir die Freude machen, mein Anbringen an Euch auszurichten."

Mögen doch alle Jungfrauen, denen dieses Buch in die Hände kommt, das Vorbild dieser Leonore sich zum lebenden Beispiele vorgestellt seyn lassen! Wohl hätte sie freundlicher mit Johannes reden, den ganzen Abend sich recht gemüthlich mit ihm unter der Hausthüre unterhalten können, ohne daß Jemand auch nur das mindeste Arg darin erblickt hätte; doch sie that es nicht, sie wies sogar die oberflächlichste Bekanntschaft ab und that Recht damit.

Ein Jungfrauenherz gleichet dem Spiegel eines Sees, er ist hell und rein, wie Krystall, doch der

kleinste hineingeworfene Stein bringt ihn in unruhige Bewegung, die seine hohe Reinheit trübt.

Am folgenden Tage warf sich Johannes in seine schönsten Kleider und ging mit gravitätischen Schritten durch die Schmiedwerkstätte, und versetzte dadurch seinen Bruder Christoph, der, um sein widriges Geschick und sein Herzeleid zu vergessen, aus Leibeskräften auf die glühenden Eisenstangen schlug, daß die Funken wie Feuerregen um ihn herumstoben, in nicht geringes Erstaunen. Johannes rief jedoch dem Staunenden, der ihn ernst betrachtete, seitwärts leise zu: „Guten Morgen, Meister Christoph!" und enteilte, ohne des Bruders Gegenrede abzuwarten.

Er wohnte zuerst dem heiligen Meßopfer in der unsern liegenden Domkirche bei, und ging dann in das wohlbekannte Gäßchen, wo er gestern Leonoren zum ersten Male erblickt hatte. Dort fragte er nach des Zinngießers Wohnung und nach dem Meister, und wurde alsbald in dessen Werkstätte geführt, die, so niedrig die Decke und so trübe die runden in Blei gefaßten Fensterscheiben auch waren, ihm doch recht freundlich entgegenlachte.

Denn auf den Gesimsen standen viele blanke aus Zinn gegossene Gefäße von anmuthigen Formen, und an den Fenstern blühten viele Blumenstöcke mit wunderbarer Farbenpracht in irdenen Scherben, wie der gute Johannes sie kaum bei den Gärtnern der Stadt je so schön erblickt zu haben glaubte.

Der Meister schaute den Eintretenden mit wenig Aufmerksamkeit an, denn all sein Thun und Treiben

war eben nur auf seine Arbeit gerichtet, und er fragte kurz: „Was ist Euer Begehren, mein junger Geselle?"

Johannes wußte wohl, daß es zu jedem Geschäfte, wolle es anders recht behandelt und geübt seyn, einen besonders darauf gerichteten Sinn erheische, und ließ sich durch solch kurzen Empfang keineswegs irren, sondern gab, um nicht gleich mit der Thüre ins Haus zu fallen, bescheidentlich zu erkennen, wie er zum Andenken für einen abschiednehmenden Freund einen schön gearbeiteten Weinbecher wünsche, unbesorgt ob derselbe auch nach dem Maße des daraufgewendeten Fleißes nur um höhern als gewöhnlichen Preis zu erhalten sey.

Als er so gesprochen, stand der hagre alte Meister von seinem Arbeitsstuhle auf, strich den Abfall von seinem Arbeitsmateriale von seiner blauen Schürze, und maß unsern Freund Johannes mit einem durchdringenden Blicke vom Scheitel bis zur Zehe, und sein Gesicht erheiterte sich plötzlich, wie der Mond, wenn die ihn verhüllenden Wolken entschweben.

„Thut Ihr mir doch ein Gebot, mein lieber junger Freund!" sprach er endlich mit beifälligem Kopfnicken, „wie mir all' meiner Tage, so viele Arbeit ich auch schon lieferte, von keinem Edelherrn und reichen Kaufmanne zu Theil geworden ist. Man sollte fast meinen, in Euch wohne ein reiferer Verstand, als Euer fast mädchenhaftes unschuldiges Aussehen verriethe! Fürchtet aber darum nicht, daß ich Euer gutwilliges Gemüth beim Kaufpreise mit in Anschlag bringe, denn ich möchte einem so verständigen Jüng-

linge, der im Voraus bei einer Arbeit Mühe und Fleiß mit in Anschlag bringt, lieber mit dem Gewünschten eine Verehrung machen."

Hierauf führte er ihn nach den Gesimsen, zeigte ihm die dort aufgestellten Gefäße, Becher und Kannen, Pokale und Humpen, ergriff einen nach dem andern mit einem leinenen Tuche und stellte ihn zur rechten Betrachtung in das gehörige Licht, und erklärte dann mit immer steigendem Eifer, wie und warum die mancherlei erhaben gegossenen Ranken und Gewinde, auch eingravirte Sprüche und schönes Blumenwerk so und nicht anders angebracht werden mußten, so daß zuletzt Johannes, die eigentliche Absicht, warum er hergekommen, gänzlich vergessend, verwundert ausrief:

„Aber lieber Meister!" wenn Ihr dieses alles so zu erfinden und auszuführen vermöget, wie soll ich mir erklären, daß Ihr nur einen kärglichen Unterhalt gewinnt und der arme Zinngießer genannt werdet, und ohne Gehilfen so einsam in Eurer Werkstätte bei hohen Jahren noch arbeitet?"

Des Zinngießers bleiche und eingefallene Züge wurden bei dieser offenen Frage immer röther und seine Augen erglänzten sonderbar, als schwämmen sie in Thränen. Er berichtete, wie er in seiner Jugend einen großen Trieb zum Bildformen und andern schönen Künsten in sich gefühlt, da er aber nur eines armen Zinngießers Sohn gewesen, nie seine Freude und seine Sehnsucht zu befriedigen im Stande war. Nun befalle ihn von Zeit zu Zeit ein unwiderstehliches Verlangen, etwas besonders Schönes zu formen und

zu verfertigen, das ihm im Innersten seiner Seele vorschwebe; er vernachlässige darüber oft wochenlang das eigentliche Handwerk und müsse, was er mit tagelangem unermüdetem Fleiße gebildet und zu Stande gebracht, nur um den Materialwerth verkaufen oder unverkauft stehen lassen. Also ergehe es Jedem, der dasjenige, wozu ihn der innere Geist führe, weltlicher Besorgnisse halber nicht zu ergreifen vermöge.*)

Wie nun durch diese Erzählung, während welcher dem alten Manne Thränen über die gefurchten Wangen rannen, Johannes längst gefaßter Entschluß, seinem innern Verlangen zu folgen, nur noch mehr gekräftiget wurde, also erinnerte er sich auch jetzt aufs Neue, daß er eigentlich als Brautwerber gekommen sey. Er entdeckte daher dem Meister seinen Namen und Stand, deßgleichen, daß er sich nur eines Vorwandes bedient habe, um mit ihm wegen seiner Tochter Leonore zu sprechen, und bat endlich, die Jungfrau herbeizurufen.

War schon der gute Alte vorher höchlich verwundert, so leuchtete ihm doch die Freude über einen so liebwerthen Schwiegersohn, dem er bereits von Herzen gewogen war, aus den strahlenden Augen,

---

*) Jeder Jüngling möge diese Worte tief beherzigen, und wenn er zu irgend einem Gewerbe oder einer Kunst besondere Neigung fühlt, mit aller Kraft streben, ihren Zielpunkt zu erringen, und sollte der Pfad zu diesem Zwecke auch mit Dornen bestreut seyn. O unendlich hart ist das traurige Gefühl, Zeitlebens an eine verhaßte, einmal erkorene Beschäftigung gebannt zu seyn.

aus welchen er hastig seine Thränen trocknete. Die Tochter wurde herbeigerufen und trat bald mit niedergeschlagenen Augen und bis zu der Stirne erröthend in die Werkstätte vor den Vater und dessen Besuch.

Nun erzählte ihnen Johannes, wie er durch den letzten Willen seines seligen Vaters Erbe des Hauses und der Werkstätte geworden sey, und nun gekommen, eine Frau in das einsame Gebäude zu suchen, welche er auch bereits gefunden zu haben glaube. Leonore zitterte und erbleichte sichtbarlich, so daß sich der gute Johannes nicht mehr länger halten konnte, und schnell hinzusetzte: „aber nicht für mich, sondern für meinen herzlieben Bruder Christoph, da ich im Sinne habe, ihm die Waffenschmiedsrechtsame zu überlassen, und mein Erbtheil gegen das seinige zu vertauschen."

Die gute Leonore war über diese Wendung der Sache hocherfreut, und züchtig faßte sie Johannes Hand und gab ihm für seinen Bruder, nachdem ihr Vater hiezu ehevor herzlich gerne seine Einwilligung gespendet, das Jawort.

Wie im Fluge eilte der unvergleichliche Bruder mit dieser Botschaft zu seinem Christoph, der seinen Worten kaum Glauben beimessen konnte, endlich aber die Wahrheit einsah und vor Freude fast außer sich kam. Der Altgeselle aus Thüringen aber ergriff mit blitzenden Augen Johannes Hände und sprach mit vor Rührung zitternder Stimme: „Wenn es dir nicht gut geht auf Erden, und der liebe Gott deine Aufopferung nicht noch überschwenglich belohnt, dann heiße den Leonhard, wie man mich einst taufte, einen

Schelm. Gottes Segen sey mit dir alle Tage deines Lebens!"

Schon am dritten Tage hernach wurde, freilich nur im Beiseyn der vertrautesten Freunde und Verwandten, die Verlobniß zwischen Christoph und Leonore gefeiert.

Am Morgen des darauffolgenden Tages ritt der Junker Rudolph, welcher sich indeß ein Pferd und alle noch nöthige Rüstung verschafft hatte, lustig, wohlgemuth und reisefertig vor der Schmiede auf und ab. Er lachte nicht wenig über seine beiden Jugendgenossen, von denen der Eine nichts Gescheidteres zu thun gewußt habe, als ein blühendes Anwesen für ein altes Buch hinzugeben, und des Andern, der die eben gewonnene Freiheit schnell wieder aufgegeben und das lustige Junggesellenleben mit dem traurigen Ehestande vertauscht habe.

Als es jedoch ans Scheiden, zum Abschiednehmen ging, da überquollen ihm Herz und Augen; er drückte Johannes und Christoph, welche laut weinten, kräftig an seine gepanzerte Brust und sprach mit gerührter Stimme:

„Wir bleiben doch Brüder, so lange wir leben, und werde ich in des Kaisers oder eines andern mächtigen Potentaten Heere ein Hauptmann oder wohl auch ein höherer Kriegsoberster, so will ich euch Beide besuchen und du sollst mir gegen freigebige Bezahlung einen silbernen Leibharnisch schmieden, treulieber Christoph!" Sein Roß ließ er nach diesen Worten hoch sich bäumen, noch einmal grüßte er mit

dem glänzenden Speere und sprengte dann wohlgemuth wie im Fluge davon.

Der gute Johannes fühlte sich nunmehr, da er alles so weit zu Stande gebracht und sich der Sorge um das Zeitliche entlediget hatte, an Herz und Sinn sehr erleichtert, und zog sich gänzlich in das, von der künftigen Schwägerin sorgfältig geschmückte Oberstübchen des Vaterhauses zurück, und studirte vom frühen Morgen bis zum späten Abende unermüdet und unverdrossen in seinem Buche, nach welchem sein Bruder Christoph auch mit keiner Sylbe mehr fragte.

Je öfter und aufmerksamer er in demselben las, je genauer er die Bildnereien desselben betrachtete und darüber nachdachte, desto mehr erläuterte ihm immer das Eine auch das Andere, desto heißer stieg seine Begierde, immer ein Mehreres davon verstehen zu lernen und zu wissen. Denn es befanden sich in dem Buche gar seltsame und liebliche, weltliche und geistliche Geschichten, aus der heidnischen Fabelwelt, wie auch aus der christlichen Heiligenlegende, von alten Helden und tapfern Rittern, von mächtigen Feen und holdseligen Jungfrauen, von Zauberern und unterirdischen Schlössern, und noch viel anderes Fromme, Tapfere und Schöne, so daß, je länger man darin las, desto besser und zu allem Guten aufgelegter man sich an Leib und Seele fühlte.

Solchergestalt entstand in Johannes eine immer heftigere Ungeduld, seine Geburtsstadt Augsburg zu verlassen, und die Welt, die in so lockendem Farben-

schimmer, als sey es eine Blumenflur im Maimonat, vor ihm lag, zu sehen.

Kaum mochte er, wie er doch versprochen hatte, die Hochzeit seines Bruders Christoph und der Leonore noch abwarten, um sodann sein schweres Buch nebst etwas Kleidung und Wäsche in einen Bündel zu schnallen, eine Pilgerkutte überzuwerfen und sich, Gott weiß wohin, zur Wanderschaft anzuschicken.

Endlich war der lang ersehnte Zeitpunkt gekommen und das Hochzeitfest vorüber. Dießmal fiel der Abschied noch weit, weit schwerer, als jener vom stolz gewordenen Junker Rudolph. Insbesondere wollte sich seine neue Schwägerin Leonore gar nicht über das Scheiden trösten lassen. Denn wie selbe in Johannes ihren und ihres Mannes Wohlthäter sah und ehrte, so war sie ihm auch um seines reinen und gottgefälligen Lebens willen mit hoher Achtung zugethan und hatte sich von ihrem Eintritte in das Haus an stets auf das eifrigste beflissen, dem Schwager alle seine Wünsche gleichsam an den Augen anzusehen, und alles, was ihn in seinen Studien und Betrachtungen irgend stören mochte, liebreich von ihm zu entfernen.

Auf das eindringlichste redete sie ihm zu, sich es doch länger im Hause, das im Grunde noch immer das seine sey, gefallen zu lassen, und daher, als er dennoch ging, blitzte der Blumenstrauß, den sie ihm am Hausthore gleichsam als Angedenken auf den Pilgerhut gesteckt hatte, von ihren unverhehlten Thränen, und sie konnte vor Schluchzen kaum in die Worte

ausbrechen: „Mögen wir euch, liebster Johannes, der so viel Gutes an uns gethan, doch noch einmal im Leben zu sehen bekommen!“

Noch einmal schwenkte der Wanderer den blumengeschmückten Hut und ging dann, nicht wissend, ob sein Herz Trauer oder Freude empfinden sollte, seiner Wege.

So haben wir in wenig Wochen viel und Unvermuthetes in der traulichen Waffenschmiede sich ereignen sehen. Menschen, die in den dauerndsten Verhältnissen eingewurzelt schienen, hat ein kurzer Zeitraum durch den Tod und das Scheiden vielleicht für immer von einander gerissen und bei dieser Betrachtung kommt man von selber zu dem Gedanken: sich im Leben auf Alles, auch das Unvermuthetste gefaßt zu machen, namentlich durch ein frommes, gottgefälliges Leben auf den Tod.

Oft dachten die Zurückgebliebenen an den geschiedenen Johannes und auch an Rudolph und der Altgeselle Bruder Thüringer sang dann oft ein altes Lied vor sich hin, welches also lautete:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so schwer fällt,
Als Scheiden, ja Scheiden.
Doch wenn wir auseinandergehn,
So sagen wir: auf Wiedersehen!
Auf Wiedersehen, ja Wiedersehn!

Viertes Kapitel.

Wanderzeit.

Unserm lieben Johannes wurde es doch recht schwer ums Herz, als er die Thürme der theuern Vaterstadt, nach denen er sich oft umgesehen, hinter sich hatte, und ganz sich selber überlassen fand. Er, der im freundlichen Kreise von Lieben und Bekannten aufgewachsen, fand es höchst traurig, daß des Tags auf dem Wege, wie des Nachts, wenn er, um der Ruhe zu pflegen, in einer Herberge Nachtquartier nahm, sich kein Mensch um ihn bekümmerte.

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn es ihm in Kurzem an dem Nothwendigsten, was der Mensch auf Reisen nebst Erfahrung braucht, dem Gelde, in Bälde gemangelt hätte, denn er hatte wahrscheinlich geglaubt, finden die Vögel ihr Futter, so finde ich es auch, wenn nicht Christoph und dessen Hausfrau Alles, was sie nur an Münze aufbringen und entbehren konnten, dem Scheidenden als Zehrpfennig in das Reiseränzchen gepackt hätten.

Als jedoch unser Johannes das Leben in der Fremde eine Zeitlang angesehen, und er sich nicht mehr über jeden Wald, jeden noch nie gesehenen Strom stundenlang wunderte, wußte er sich mit seinem klaren Verstande bald auf das Trefflichste in die fremde Welt zu finden und sich in ihr mit Anstand und Leichtigkeit zu bewegen. Begegnete ihm ein Wandersmann und gefiel ihm dessen Antlitz, so sprach er ihn freundlich an und ging eine Strecke

Weges mit ihm, fing auch, wenn er in den Wirthshäusern glaubte, edle Menschen gefunden zu haben, die Bilder seines Buches, welche man für ein noch nie gesehenes Wunder anstaunte, zu erklären und zu zeigen, auch wohl, wenn er den rechten richtigen Sinn der Bilder nicht gleich finden konnte, selber Geschichten zu erfinden und mit leichtverständlichem Worte und lieblicher Stimme zu erzählen. So kam es denn, daß er bald allenthalben, wo er hinkam, nicht blos wegen seines blühenden, zarten Aussehens, sondern auch wegen seines höflichen und angenehmen Gespräches großes Wohlgefallen erregte, auch oftmals wie ein lieber Anverwandter tagelang zechfrei bewirthet wurde.

Nun, da er anfing, die Menschen und ihre verschiedenartigen Sitten und Gebräuche recht zu verstehen, und dasjenige, was er in seinem Buche nur in todten Buchstaben gelesen, sich ihm als lebensfrische Wirklichkeit entgegenstellte, begann in seinem Herzen so zu sagen ein neuer Morgen aufzugehen. — Das liebliche Grün der Bäume und Gesträuche, das Dunkel der Wälder und das Singen der Vögel in deren Laubhallen, und selbst die mannigfaltige, oft wunderliche Gestaltung der Felsen und Gebirge gewannen für ihn eine Art von Sprache, die er tief in seinem Innern wie das Aufgehen einer neuen Lebenssonne zu fühlen begann, doch wollte es ihm nur selten gelingen, das, was er also empfunden, auf eine ihn selbst zufriedenstellende Art gegen Andere auszusprechen. Er gewann täglich mehr die Ueber-

zeugung, daß er recht nothwendig eines treuen Freundes und Rathgebers bedürfe, der ihn über die vielerlei Zweifel und Zerwürfnisse seines Innern aufkläre, und schaute oft sehnsüchtig nach den Klöstern und Abteien, die unfern seiner Pfade lagen, als ahnte er, daß in selben der Freund wohnen könne, der ihm vielleicht Aufschluß über das räthselhafte Treiben seines eigenen Selbst ertheilen könne.

Eines Tages war unser Pilgrim schon stundenlang am Ufer eines mächtigen Stromes hingewandert, der sich endlich in eine weite und fruchtbare Ebene ergoß, und er plötzlich die Aussicht auf ein prächtiges Felsenschloß hatte, welches den Gipfel der letzten Berge krönte, aus welchen der Strom sich eben hervorgearbeitet hatte. Es war schon Abendzeit und aus den vielen in der Ebene zerstreut liegenden Ortschaften ertönte anmuthig das Geläute der Abendglocke, und die Landleute zogen heim mit ihrem Gespann, und auch die Hirten trieben ihre Heerden dem schützenden Dache des Eigenthümers zu.

Unser Wandersmann fühlte das Bedürfniß einer augenblicklichen Ruhe und streckte unter dem Gipfel einer Eiche die müden Glieder behaglich ins hohe und weiche Gras, und überlegte, wo er diese Nacht wohl Herberge finden möchte, und wollte, bevor er die Wahl traf, noch einen Augenblick der Einkehr in das Innere der eigenen Gedanken- und Ideenwelt schenken.

Wie er nun nachdenkend so da lag, erklangen hinter dem Gesträuche ungemein wehmüthige und

traurige Töne eines Saiteninstrumentes, zu dessen Begleitung eine Stimme klagend ungefähr Folgendes sang:

„Trage still, mein banges Herz,
Deiner Noth Beschwerden,
Fasse Muth, auch deinem Schmerz
Wird einst Abend werden.

Weinend rufen zu dir, Gott,
Meine heißen Zähren,
Doch du kannst vor Abendroth
Hilfe mir gewähren.

Doch wenn auch in Gram gebeugt,
Von der Welt verachtet,
Hier mein Leben einsam schleicht
Und verlassen schmachtet,
Soll doch nimmer glaubensvoll
Je mein Muth erkranken,
Auf Gott trau ich hoffnungsvoll
Ohne Furcht und Wanken!

Sowohl der Inhalt des Liedes, als der Ton, in dem es gesungen wurde, drangen schauerlich in des Hörers Herz. Er sprang schnell vom Boden auf, und versuchte, durch Buschwerk und Gesträuch sich drängend, der Stimme nachzugehen, und gelangte, diesen Vorsatz verfolgend, an eine schmale Schlucht, die oberhalb von Nesseln, Disteln und anderm Unkraut ganz überwachsen, unterhalb mit großen Feldsteinen sorgfältig verrammelt war. In der Mitte dieser Steine zeigte sich ein kleines schwarzes Thürlein, ähnlich dem Eingange eines Hundestalles, auf demselben standen die Worte:

„Fliehe diesen Ort, Wanderer! denn hier haust etwas Schlimmeres als der Tod.“

Doch so furchtbar und drohend diese Worte lauteten, so lieblich, wehmüthig und verlockend klangen die Harfentöne aus der Schlucht, und die Stimme, die selbe mit Gesang begleitete, gedachte bald erinnerungsvoll der Freude früherer Tage, bald klagte sie über jetziges endloses Unglück leidvoll. Johannes konnte der Versuchung, den unsichtbaren Sänger zu sehen und sich theilnehmend um die Ursache seiner Klagen zu erkundigen, nicht länger mehr widerstehen und versuchte das Schloß der kleinen Pforte zu öffnen; doch vergeblich war seine Mühe und zugleich rief von innen eine Stimme mit rauhem Tone:

„Hinweg, hinweg, Unseliger! Bei deinem Leben, wenn es dir noch lieb ist, entferne dich!“

Doch Johannes gab dennoch seinen Versuch, die Thüre öffnen zu wollen, nicht auf; als er aber fand, daß von innen ein Riegel vorgeschoben war, und zudem die Nacht hereinbrach, so beschloß er endlich, zwar für heute dem menschenfeindlichen Zurufe zu gehorchen, doch am nächsten Morgen zurück zu kehren und den Zusammenhang dieses wundersamen Reiseabenteuers zu ergründen.

Mit Sonnenaufgang begab er sich, nachdem er die Nacht im Freien zugebracht, wieder in die Schlucht, nahm auch sein Buch hervor und las, um sich die Zeit zu verkürzen, in selbem. Es war ein frischer thauiger Morgen und rings herum Alles still; Johannes setzte sich dem Felsenpförtlein gegenüber auf

einen bemoosten Stein, und las eine gar traurige Geschichte von einem großen Helden, der von einem vergifteten Pfeile unheilbar verwundet und von seinen Gefährten, welche auf einem großen Heereszuge begriffen, in einer wüsten und unbewohnten Gegend einsam zurückgelassen worden.

Dieses traurige Schicksal eines edlen Helden bewegte den fühlenden Leser bis zu Thränen, und er hatte sich so ganz darein vertieft, daß er Alles das, was ihn umgab, sowie der Ursache, wegen welcher er hieher gekommen, gänzlich vergaß, bis er ganz deutlich wieder Harfenspiel und Gesang vor der Höhle hörte. Als er überrascht dorthin blickte, sah er eine Gestalt vor dem Thürlein sitzen, von welcher kaum zu unterscheiden, ob sie einem Menschen oder einem Thiere des Waldes angehöre; denn man konnte von Gesicht und Gliedmaßen beinahe nichts erkennen, indem selbst Hände und Füße ganz und gar in Lumpen gehüllt und nur am Kopfe zwei runde Löcher für die Augen gelassen waren.

Diese seltsame Gestalt begann auf's Neue zu singen, sie sang von der wunderbaren Schönheit des Frühlings, welcher Jedermann Freude bringe und spende, nur ihm nicht, und wie doch auch für ihn einst bessere Zeiten gewesen, wo er, der nun ein Mann des Unglücks, von den Menschen weit und breit aufgesucht und hoch geehrt worden sey.

Der überraschte Johannes ermannte sich und wollte, seinen Ekel und inneres Grausen überwindend, mitleidsvoll dem Unbekannten sich eben nähern,

als derselbe, etwas in der Ferne gewahrend, schnell wie ein verfolgtes Waldthier in seine Höhle zurückkroch und das Pförtlein sorgfältig hinter sich verriegelte.

Jetzt schaute auch unser Freund nach der Gegend, wo der Verhüllte hingesehen und von der Anhöhe herab, auf welcher Johannes schon gestern eine stattliche Ritterburg bemerkt hatte, wandelte ein zartes Fräulein, das ungeachtet seines einfachen Anzuges im Morgenstrahle der aufgehenden Sonne eher einem Engel des Himmels, als einem irdischen Wesen glich. Das schöne dunkelblaue enganschließende Kleid ließ vollkommen das schöne Ebenmaaß ihres ganzen Körpers gewahren, und die hohe, feingefältelte Spitzenkrause verbarg nicht ganz ihren schneeweißen Hals, und unter ihrem langen Schleier drängten sich lichtbraune Locken hervor und schimmerte ein sanftes Augenpaar, in welchem sich die Seligkeit einer reinen, gottergebenen Seele abspiegelte.

Johannes konnte sich an dieser lieblichen Erscheinung kaum satt sehen, und wenn er der Häßlichkeit der verhüllten und der Lieblichkeit der so plötzlich erschienenen Gestalt gedachte, so wußte er kaum, ob er wache oder träume, meinte wohl auch, die Gestalten seines Buches möchten sich nun im Leben zeigen.

Das fremde Fräulein kam, seiner nicht gewahrend, durch das Gesträuch, stellte auf einen Felsblock vor dem Thürlein eine irdene Schüssel und ein gefülltes Krüglein und rief mit sanft bittender Stimme:

„Kommt heraus, Vater Romanus, Adelheide ist da!“

„Nimmermehr, du Gütige!" scholl die Antwort dumpf aus dem Schlunde der Höhle, und das Fräulein erwiederte tröstend: „Hoffe auf Gott! Er wird Dich nicht verlassen, Du armer Hiob!" Nach diesen Worten schaute sie mit gefalteten Händen gen Himmel und begab sich seufzend und ihre hervorquellenden Thränen trocknend auf den Rückweg.

Da konnte Johannes sein Herz nicht länger bezwingen, er eilte ihr seitwärts eine Strecke zuvor, stellte sich hinter den Stamm eines Baumes, trat sodann plötzlich hervor, beugte ein Knie und sprach mit bittender Stimme: „Wer seyd Ihr, holdseliges Fräulein, die Ihr so eben Barmherzigkeit übtet, und wer ist jener Unglückliche, dessen Unterstützerin ihr seyd?"

Das Fräulein, obwohl von dieser unerwarteten Begrüßung überrascht und einige Schritte erschrocken zurückweichend, faßte sich alsbald, sah mit Wohlgefallen auf den sittsamen Jüngling und erwiederte: „Ich heiße Adelheide und bin die Tochter des Ritters, der auf jener Felsenburg der Gegend gebietet. In früher Jugend verlobten mich meine Eltern dem Herrn, und schon längst weilte ich im Kloster, bedürfte jener Unglückliche, der alte Greis Romanus, nicht meiner, welchem eine besondere Gabe des Liedes und der Dichtkunst verliehen ist und wodurch er großen Ruhm hiefür bei den Menschen erlangt hat. Nun aber hat ihn Gott mit Unglück heimgesucht, wie im alten Testamente vom Hiob geschrieben steht, er ist aussätzig, so daß man ihn aus dem Kloster, wo er als Mönch lebte, verstieß und er gezwungen wurde, da

er die Gemeinschaft anderer Aussätzigen scheute, hier in dieser Höhle seinen Aufenthalt zu nehmen."

Wunderbar wurde Johannes durch diesen einfachen Bericht im Herzen bewegt. Er beugte sein Haupt noch tiefer zur Erde, faltete andächtig die Hände und bat, indem ihm die hellen Zähren über die Wangen liefen: „Legt mir Eure Hand auf, Mitleidsvolle! und segnet mich als einen, den Gott gesandt hat, um der treue Pfleger jenes armen Mannes zu seyn!"

Alsbald legte das Fräulein ihre Hand auf sein Haupt, erhob ihre klaren Augen gen Himmel und sprach: „So stärke, schütze und segne Dich der Allmächtige. Es ist das verdienstlichste Werk, den armen Greis zu pflegen, welchem zu nahen Niemand wagt. Ich hoffe, Gott wird Eure Barmherzigkeit dadurch belohnen, daß er Euch Eure Gesundheit selbst im Umgange mit dem Unreinen erhält. — Doch unterlaßt nicht, Euch vorher mit einem erfahrenen Arzte zu besprechen, damit derselbe Euch die Mittel an die Hand gebe, vor Ansteckung bewahrt und geschützt zu seyn. In jener Stadt, deren Thurmspitzen Ihr dort im Strahle der aufgehenden Sonne erglänzen sehet, wohnt der Doktor Ben Hiel, hochberühmt in der Kunst der Heilmittel und der Kenntniß der Kräuter und aller Naturgaben. Diesen mögt Ihr um Rath fragen, gelobt mir dies in meine Hand; ich aber will im Kloster täglich für Eure Erhaltung zu Gott bitten."

Mit diesen Worten reichte die fromme Jungfrau

dem guten Jünglinge die Hand, die er tiefbewegt an seine Brust drückte, worauf sie ohne ein Wort weiter zu reden und ohne daß Johannes wagte, sie nochmals anzureden, ihren Weg weiter verfolgte.

Lange blickte er ihr nach, die langsam dahin schritt; als er sie jedoch gänzlich aus dem Auge verloren, und er nun dachte, daß er sich zum Pfleger eines alten Aussätzigen angeboten und welches Leben nun seiner harre, wurde sein Herz nicht wenig beklommen.

Doch ermannte er sich bald wieder in dem Gedanken an die Verdienstlichkeit und Gottangenehmheit seines Vorhabens, er kniete nieder, sprach andächtig ein frommes Gebet und machte sich dann auf den Weg in die Stadt, den Arzt, dessen Namen ihm Fräulein Adelheide genannt hatte, aufzusuchen.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung.

Als Johannes in der Stadt ankam und dort in den Straßen nach der Wohnung des Mannes fragte, den er suchte, wies man ihn nach einem abgelegenen Winkel unfern der Stadtmauer, denn der jüdische Arzt wurde nur um seiner ungemeinen Geschicklichkeit in der Stadt geduldet und außer den Menschen, welche ihre Krankheiten zu ihm führten, mochte Niemand mit dem verachteten Juden Gemeinschaft oder irgend einen Umgang pflegen.

Es wohnte der Arzt Ben Hiel mit einem einzigen alten Diener in einem kleinen, von außen ganz unscheinbaren Häuschen; desto mehr wunderte und erstaunte daher Johannes über dessen Inneres, welches durch mancherlei kostbare Geräthe seine Beachtung in hohem Grade auf sich zog. — Es befanden sich daselbst künstlich gewirkte niederländische Teppiche, sauber gearbeitete goldene und silberne Instrumente und Darstellungen des Erd- und Himmelgebäudes. Nicht weniger seltene Versteinerungen, Erzstufen, Muscheln, Gewächse, Pergamentrollen und andere die Wißbegierde erregende Dinge.

Der wohl achtzigjährige Arzt, der Besitzer dieser Gegenstände, obwohl ganz einfach schwarz gekleidet, trug an den Säumen seines Gewandes kostbares Pelzwerk und am Finger einen Ring, den ein funkelnder Edelstein schmückte. Er glich mit seinen scharfen Augen unter der hohen Stirne, sowie mit dem spitzig zulaufenden fast goldgelben Barte eher einem Weisen aus dem Morgenlande als einem der Zeitgenossen in Deutschland.

Als nun der Diener Johannes vor diesen Mann geführt hatte, sprach unser Freund mit kurzen Worten, schlicht und treuherzig, sein Vorhaben und Begehren aus; und als er redete, erheiterte sich zusehends des alten Arztes anfänglich gerunzelte Stirne; er ließ den Jüngling sich setzen und befragte ihn über seine Eltern, Geburtsstadt und früheres Leben, sowie über das Gewerbe, dem er sich gewidmet habe.

Durch solch freundliches Bezeigen gewann der

anfänglich schüchterne Johannes Muth und Vertrauen, und erzählte dem Ben Hiel Alles von der Erbschaft seines Vaters, von dem Buche und von seiner großen Freude an demselben; — auch von seiner Wanderschaft und den Erlebnissen des gestrigen Abends und des heutigen Morgens. — Aufmerksam hörte ihm der alte Arzt zu, lobte sein jetziges Vorhaben und versprach ihm, mit Rath und That treulich zu dessen Förderung an die Hand zu gehen, verlangte auch, daß er ihn öfters besuchen sollte, er wollte ihm Anweisung zur Erforschung manches Geheimnisses der Natur und deren Anwendung zur Heilung vieler Krankheiten der Menschen geben. Schließlich befahl er ihm, in drei Tagen wieder zu kommen und in der Zwischenzeit sich jeden Umganges mit dem aussätzigen Mönche zu enthalten.

Dieser kurze Zeitraum däuchte freilich dem ungeduldigen Jünglinge nicht wenig lange; doch kam er dem Gebote des Arztes nach und begnügte sich, am andern Morgen das Schloßfräulein im Gebüsche zu erwarten und ihr zu erzählen, wie gnädig ihn der Arzt aufgenommen und wie bald sein Verlangen erfüllt sey.

Und als er am dritten Tage sich in der Wohnung des jüdischen Arztes eingefunden, hatte ihm dieser einen schwarzen, mit mancherlei Säften und Harzen getränkten Mantel, eine dergleichen Kappe und Gesichtslarve, und Handschuhe von demselben Stoffe bereitet. Er wies ihn an, daß er diese Kleidungsstücke jedesmal, wenn er in der Nähe des

Aussätzigen weile, tragen solle, wenn er jedoch anderweitig Geschäfte habe, selbe ablegen und an einer sichern Stelle im Walde oder Felsen verbergen solle. Zuletzt gab er ihm, als ein besonderes Zeichen seines Vertrauens und Wohlwollens, einen goldenen Ring, den er selber viele Jahre getragen und dessen werthvoller Edelstein ein Giftprüfer sey und allen schädlichen Dünsten widerstehe.

Also ausgerüstet, auch sein großes Buch, welches er in der Zwischenzeit dem Arzte zur Bewahrung gelassen, unter dem Arme, begab sich Johannes am vierten Morgen wiederum nach der Felsschlucht, legte dort sein schwarzes Ueberkleid an und harrte dann auf die Ankunft des Burgfräuleins.

Diese aber, als sie den holden Jüngling also, schier einem zum Tode Verurtheilten gleichend, in der Verhüllung erblickte, konnte sich kaum der Thränen erwehren, übergab ihm endlich die Schüsseln, in der sie das Essen brachte und das Krüglein, ingleichen ein Säcklein voll Geld, um das Bedürfende von Zeit zu Zeit einzukaufen, und nahm sodann mit dem Zusatze von ihm Abschied, daß sie nun in Monatsfrist ihr Gelübde im Kloster ablegen werde, und hoffe, er werde an diesem ihrem Brauttage unter den andächtigen Anwesenden nicht fehlen.

Solches versprach ihr auch gerührt der Jüngling, und sie schieden traurig und freundlich wie zwei Abschied nehmende Geschwister.

Nun setzte Johannes die Schüsseln, worin das Essen, und das Krüglein, wie er unlängst vom Fräu-

lein gesehen, auf den Felsenstein, sich selbst aber verbarg er in dem nahen Gesträuche. Der unglückliche alte Mönch kam nach kurzer Zeit, um die Speisen abzuholen und Johannes benützte diesen Moment schnell, und sprang vor den Eingang der Höhle. Sobald der Aussätzige, Vater Romanus, seiner gewahr wurde, bedeutete er ihm erschrocken, sich zu entfernen. Da er jedoch an des Jünglings Kleidern etwas Ungewöhnliches zu ahnen begann, und die Hoffnung sich regte, daß selbe eigens dazu verfertigt seyn mochten, sich ihm unschädlich zu nähern, drang das Gefühl baldiger menschlicher Hülfe und Genossenschaft wohlthätig in sein gram- und schmerzerfülltes Herz.

Er horchte begierig auf Johannes Rede, der ihm mit sanfter, mitleidsvoller Stimme erzählte, wie er neulich, von seinem Gesang- und Saitenspiel mächtig angezogen, Fräulein Adelheide beobachtet, wie sie ihn mit Speise und Trank versorgte, von ihr sein trauriges Schicksal erfahren und sich ihm nun als Versorger und Nährer nahe. Als solches Romanus hörte, hob er dankbar Augen und Hände gen Himmel, nannte den Jüngling den Raben, den Gott sende in die Wüste, wie einmal zu dem Propheten, und ließ sich alles von Anfange an erzählen und sonnte sich behaglich im Strahl der Sonne.

Lange erzählte Johannes und zeigte ihm endlich auch sein liebes Buch, und Vater Romanus, der es von ferne mit seltsamer Neugierde betrachtete, ward auf einmal wunderbar bewegt und sprach: „Ist es

also, wie du mir erzähltest, so hat dieses Buch dich zu mir geführt, und du warest mein lieber Schüler, ehe du mich von Angesicht erschaut. Denn so meine dunkel und trübe gewordenen Augen mich nicht trügen, ist dies Buch das Heldenbuch, das ich in meiner Jugend geschrieben, welches nachmals von vielen Meistern weltlichen und geistlichen Standes abgeschrieben und weiter verbreitet worden. *)

„Auf diese Weise hat es auch Engelbert, der gelehrte und berühmte Abt von St. Gallen im Schweizerlande von einem geschickten und fleißigen Mönche abkopiren lassen, und ein geschickter Maler verzierte es mit vielen künstlichen Bildern. Als das Kloster im Kriege einmal von Landsknechten überfallen und geplündert wurde, hat der Abt, als sich zeigte, daß auch das Buch verloren sey, diesen Verlust mehr bedauert, als den seiner übrigen Habe.

„Ach, wo sind jene Tage, da ich von Allen geliebt und geehrt ward, und Niemand am Rhein- und Mainstrom sich mir und meinem Ruhme vergleichen konnte, und ich, wo ich auf Reisen nur hinkam, überall mit Jubel und Freude empfangen wurde. Aber ich vermaß mich, dadurch im gränzenlosen Ueber-

---

*) Dr. Karl Simrock hat unter dem Titel: „das Heldenbuch" eine nicht genug zu rühmende Sammlung und theilweise Bearbeitung der uralten deutschen Nationalgesänge herausgegeben. Einer der lieblichsten Gesänge beginnt folgendermaßen:

„Was man vor tausend Jahren in deutschen Wäldern sang,
Ein Mönch, dem in der Zelle die Weile wurde lang,
Hat es uns aufgeschrieben in röm'schem Sprache-Laut,
Ein Sänger jüngst aufs Neue der deutschen Zunge vertraut."

muthe und im höllischen Wahne vermeinend, nicht daß das Göttliche in mir nur in einem unwürdigen Gefäße wohne, sondern daß ich selbst das Göttliche sey. O denke jeder Mensch, daß alle seine guten Eigenschaften nur Gaben des allgütigen Gottes sind. Ich dachte dessen nicht und darum hat mich der gerechte Herr, aus Liebe zu meiner Seele, am Leibe gezüchtiget, daß nun nichts Reines mehr an meinem Körper zu sehen ist. Ach, wehe mir!"

Erstaunt zeigte ihm Johannes das Buch näher und es blieb kein Zweifel mehr, daß es dasselbe sey, welches der aussätzige Alte in seiner Jugend verfaßt hatte. Und Beide lobten und priesen die unerforschlichen Wege der Allmacht und erkannten die Fügung des Himmels, die den Jüngling zum Troste des Unheilbaren aus weiter Ferne gesandt. Und wie er nun auch dem kranken Mönche alle Hilfeleistung treulich angelobte, so vermochte ihn dieser, sich eine Harfe anzuschaffen und versprach ihm, ihn in Gesang und Saitenspiel, sowie in allen andern Wissenschaften, die er selbst verstehe, eifrig und gerne zu unterrichten.

Nun erbaute sich Johannes eine Reisholzhütte, unweit der Höhle des Aussätzigen, und wich nur dann von dem Alten, wenn er aus Adelheidens Schloß oder aus den benachbarten Dörfern Speise und Trank herbeiholte, oder wohl auch in der Stadt den weisen Arzt Ben Hiel besuchte.

Der jüdische Arzt hatte dem guten Jüngling sein ganzes Herz zugewendet, und wie Vater Romanus

sich alle Mühe gab, denselben in der Kunst des Gesanges, in Dichtkunst, Geschichte und Sprachen zu unterrichten, so vertraute ihm Ben Hiel seine tiefen Kenntnisse über die Krankheiten der Menschen und die unermeßlichen und unerschöpflichen Heilkräfte der Natur.

Auf diese Weise entstand in Johannes Geiste nach und nach eine reiche Wunderwelt, ein Schatz von nützlichen Kenntnissen. Im Laufe von verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte er große Fortschritte in den mannigfachsten Wissenschaften gemacht und auch sein innerer Sinn für Poesie, der schon lang in ihm geschlummert hatte, war nun entwickelt und er verstand es, Bild und Gedanken in Wort und Ton lieblich zu fassen, und in herrlich gedichteten Strophen auszuströmen.

Das Fräulein Adelheide erkundigte sich, so oft Johannes Speise und Trank auf der Burg holte, eifrig nach ihrem alten Freunde Romanus, und ermahnte den Jüngling schwesterlich, in seinem löblichen Unternehmen standhaft auszuharren. Und als endlich der Tag herankam, an welchem sie das Klostergelübde ablegen sollte, wiederholte sie gegen Johannes die schon öfters ausgesprochene Bitte, unter den bei der geistlichen Feierlichkeit Anwesenden nicht zu fehlen.

Er würde dies auch ohne ihre Bitte um alle Schätze der Welt nicht unterlassen haben, obwohl es ihm wehe that, das edle Fräulein zum letzten Male zu sehen.

Und als der zur Feierlichkeit bestimmte Tag an-

brach, als er sie geschmückt wie eine Braut in dem Zuge der Nonnen erblickte, sie vor dem Altare alle weltliche Zierde ablegte und man ihre braunen Locken abschnitt, da gelobte auch er im Stillen, gleich dem edlen Fräulein, von irdischer und sinnlicher Leidenschaft alle noch übrigen Tage seines Lebens sich entfernt zu halten und sein Daseyn nur Gott und der hilfsbedürftigen Menschheit zu weihen.

Von dieser Zeit an athmeten alle seine Gesänge und Dichtungen einen Anhauch himmlischer Anmuth, die unwillkürlich alle die Herzen der Hörer ergriff und mit sich zur Begeisterung erhob.

Fräulein Adelheid, die den Klosternamen Maria erhalten, ist jedoch schon wenige Jahre nach ihrer Einkleidung, als sey die Erde nicht werth, von solch einem frommen und edlen Geschöpfe bewohnt zu werden, nach kurzer Krankheit sanft und selig gestorben.

Um diese Zeit war Johannes durch seine und Vater Romanus liebliche Lieder und Dichtungen bereits weit und breit in der Umgegend so beliebt und berühmt geworden, daß er weit mehr erwarb, als zu seinem und seines Meisters Unterhalte erforderlich war. Da ließ der alte Mönch nicht ab, ihm vorzustellen, wie er nun in fremde Lande ziehen müsse; allein Johannes wollte davon nichts hören, wohl aber gerieth er auf den geheimen Entschluß, dem geliebten Lehrer zu seinen letzten Tagen eine bessere Wohnung und bequemeres Unterkommen zu verschaffen.

Deßhalb begann er, bei andächtigen und edlen Gemüthern, welche sein Gesang und Harfenspiel er-

götzte, für den Meister zu sammeln, der ihm beides gelehrt hatte, so daß es ihm in Kurzem unter Beistand des redlichen und erfahrenen Ben Hiel und des Rathes der Stadt, die selbiger bewohnte, gelang, in einer kleinen Entfernung von der Stadt ein Häuschen zu bauen, wo Romanus und ein oder der andere gleich ihm unheilbare Kranke ein ruhiges und bequemes Unterkommen finden sollte.

Solche von Johannes gemachte Stiftung besteht noch, obwohl sie späterhin vergrößert, auch die Ringmauern der Stadt weiter hinaus gerückt worden sind, und heißt das Hospital zu den fernen Siechen. Doch hat der arme Romanus nicht mehr lange darin gelebt, sondern ist kurz hernach, als er die Waldhöhle verlassen, durch den Tod, den er längst um Erlösung gebeten, von seinen schweren Leiden befreit und zur himmlischen Heimath heimgerufen worden.

Dem guten Johannes aber ist jene Zeit, wo er bald mit dem alten Mönche in der Einöde im traulichen Verkehr gelebt, bald, um Unterhalt zu gewinnen, in volkreichen Städten und stattlichen Schlössern der Nachbarschaft eingekehrt, stets in fröhlicher Erinnerung geblieben, und als später das reiche Leben all seine Herrlichkeit vor ihm entfaltete, konnte er dennoch nicht unterlassen, sich oft in die stille Baumschlucht und zu seinem zwar aussätzigen, aber von Gott mit seltenen Geistesgaben beschenkten Lehrer zurückzuwünschen.

Johannes trauerte um den trefflichen Alten wie ein dankbarer Sohn — fühlte er sich nun auch gleich-

sam verwaist — und beschloß, nunmehr der Ermahnung des Verstorbenen, die Welt weiter zu bereisen, zu folgen. Solchergestalt schickte er sich zu einer weitern Wallfahrt mit innerer Unruhe an, und dies um so mehr, weil auch sein zweiter Lehrer und Wohlthäter, der weise Ben Hiel, ihn unablässig dazu aufmunterte. Er hinterließ diesem zum Angedenken seinen einzigen Schatz, sein liebes Buch, und erhielt dagegen den ihm schon vorher anvertrauten kostbaren Ring, ein Säcklein mit Geld nebst der Verheißung, daß diese Gaben nicht der letzte Beweis von väterlicher Zuneigung seyn würden.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung.

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Ihr all meine Freunde, daß Gott euch behüt,
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir erblüht,
Es gibt noch manche Straße, da nimmer ich marschirt,
Es gibt noch manches Daseyn, das nimmer ich probirt.

Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal,
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all,
Mein Herz gleicht der Lerche und stimmt ein mit Schall.

Find ich Abends kein' Herberg, so lieg ich zur Nacht
Wohl unterm blauen Himmel, die Sterne halten Wacht,

Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Früh das Morgenroth mich wach.

O Wandern, o Wandern, du freie Lebenslust,
Da wehet Gottes Odem so frisch in der Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt! —"

So sang an einem schönen Maimorgen unser Johannes, als er durch das alterthümliche Thor des Städtchens schritt. Sein Vorsatz war, den Rheinstrom, von dem er schon so viel Schönes gehört, aufzusuchen, und, längs seiner blühenden Ufer hinwandelnd, die Schlösser und Klöster, Dörfer und Städte, an denen sein Gestade so reich ist, zu beschauen.

Ueberall fand er die freundlichste Aufnahme durch seine Kunst, nicht etwa blos bei Landleuten und Hirten, sondern auch bei Grafen und Fürsten, und erhielt allenthalben die reichlichste Belohnung, und wo er immer Einkehr genommen, überall sah man ihn nur mit Mißmuth scheiden und hätte den vortrefflichen jungen Mann gerne für immer in der Nähe behalten, doch er selbst fühlte einen unbestimmten Drang in seinem Innern, immer weiter zu reisen und schlug daher mehr als ein lockendes Anerbieten, welches ihn bewegen sollte, einen bleibenden Aufenthalt zu nehmen, entschieden aus.

Seine gewählte Reiseroute führte unsern Johannes endlich, und zwar auf einem recht bequemen Rheinfahrzeuge nach der uralten Stadt Mainz, welche schon unter den römischen Kaisern berühmt gewesen, die dort für ihre Kriegerschaaren mancherlei Be-

festigungen errichtet hatten. Kaum hatte Johannes am Morgen nach seiner Ankunft in nächtlicher Ruhe durch erquickenden Schlaf sich von den Strapazen der Reise etwas erholt, als er nach dem altehrwürdigen Dome ging, und nachdem er dort mit glühender Andacht dem heiligen Meßopfer beigewohnt hatte, nach dem Grabdenkmale des alten Minnesängers Heinrich, genannt Frauenlob, fragte, denn von diesem und seinen herrlichen, meistens zum Preise und Ruhme des Frauengeschlechtes, namentlich der Jungfrau Maria, verfaßten Dichtungen hatte Vater Romanus seinem Zöglinge gar oft und vielmal erzählt. — Endlich stand er vor dem einfachen Grabmale, und gedachte, wie den guten Sänger vor mehr als einem Jahrhundert aus Dankbarkeit Frauen von Mainz zu Grabe getragen und seine Leiche mit Blumen bekränzt hatten.

An dem Grabe dieses Dichters erinnerte sich Johannes auch, daß Mainz die Vaterstadt eines noch größern Gesangesmeisters, des Heinrichs von Osterdingen sey, der das ungemein erhabene und großartige Heldengedicht von mehr als zweitausend Versen, das Nibelungenlied, gedichtet haben soll, doch war von diesem Manne weder irgend eine Sage lebend, noch irgend ein an ihn erinnernder Grabstein vorhanden, und unser Freund fühlte mit recht schmerzlicher Wehmuth, welch irdisch eitles Ding es um den menschlichen Nachruhm ist, wie hingegen derjenige, welcher in Gott selber gegründet ist, immer ein durch alle Jahrhunderte aufs Neue schaffender und stets aufs Neue segenbringender ist.

Tief in seine Gedanken versunken ging er aus dem majestätischen Dome seiner Herberge zu, welche in einer Straße lag, die man die goldene Luft nannte, und als Johannes sich um den Ursprung dieser Benennung erkundigte, erzählte man ihm, daß einst vor kaum achtzig Jahren eine furchtbare pestartige Krankheit in der Stadt gehaust, von welcher weder Alter, noch Geschlecht, weder der Reiche, noch der Arme Schonung gefunden hatte. Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus drang und würgte unbarmherzig der Tod; ganze Familien starben aus, die Leute glaubten, das Ende der Welt nahe heran, und allgemein war die Furcht, das Zittern und Zagen vor dem vielleicht schon im nächsten Augenblick nahenden Ende. — Nur eine Straße der ganzen großen Stadt blieb seltsamer Weise von der Krankheit und ihrer Folge, dem Tod, verschont, und dankbar hießen ihre Bewohner sie nachher, als die Krankheit endlich nach und nach verschwand, zur Erinnerung die goldene Luft, indem ihnen die in der Straße herrschende Luft mehr Nutzen geschafft, als an andern Orten der Stadt den Reichen all ihr goldener Mammon.

Solcher und ähnlicher Sagen und Erinnerungen an die Vorzeit erzählte der Gastwirth, bei welchem Johannes Herberge genommen hatte, eine Menge, so daß unmerkbar die Zeit verstrich, und als der Jüngling die übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt beaugenscheinigt und bei anbrechender Nacht auch den im Vollmondlichte phosphorartig glänzenden Rheinstrom betrachtet hatte, und nun wieder in die Gaststube

zurückkehrte, fand er dieselbe schon mit vielen Stammgästen angefüllt, welche sich den in grünen Römergläsern kredenzten Wein gut schmecken ließen.

Auch ihm wurde in kurzem das köstliche Getränke dargebracht, und obwohl er sich strengste Mäßigkeit zur Lebensaufgabe gemacht, so verschmähte er dennoch den Genuß dieser edlen Gottesgabe keineswegs. Wenn doch kein Mensch dem Mißbrauche derselben ergeben wäre! Doch wie viele genießen das Getränke im Uebermaß und entwürdigen dadurch die hohe Menschennatur weit unter das Vieh, welches nie mehr zu sich nimmt, als seiner Natur angemessen ist. *)

Diese Gedanken erfüllten Johannes, als er sah, wie viele der Anwesenden Glas um Glas mehr hinunterstürzten als tranken, ja eine gewisse Ehre darin suchten, recht oft der Dienerin zum Wiederfüllen der geleerten Gläser klopfen zu können.

Wie er noch so dachte, trat ein Mann in das Gemach, der in seinem ganzen Wesen etwas so Edles und Außerordentliches hatte, daß Johannes nicht umhin konnte, Neugierde zu fühlen, wer und was derselbe wohl seyn möge. Es war aber der Fremde bereits über die Grenzlinie der Mannesjahre hinaus, denn sein stattlicher Bart, der ihm bis an die Brust

---

*) „Willst du lang leben
Und bleiben gesund,
Iß wie 'ne Katze
Trink wie der Hund!"

So heißt ein goldenes, aus jener Zeit auf die unsrige gekommenes Sprüchlein.

reichte, zeigte sich bereits stark mit Grau untermischt, und die hohe und schöne Stirne war von zahlreichen Falten, die Sorgen oder anstrengendes Nachdenken gegraben haben mochten, durchfurcht. Er war nur einfach, doch sehr geschmackvoll gekleidet, und das breite Schwert an der Seite, mehr noch die goldene Kette über der Spitzenkrause um den Hals bezeichnete ihn als einen jener bevorrechteten Bürger, die man Patrizier zu nennen pflegte. Er musterte mit einigen Blicken die anwesende Gesellschaft, aber es schien, als ob selbe eben nicht nach seinem Geschmack seyn müsse, denn er setzte den weingefüllten Pokal, den ihm der Wirth selbsteigen brachte, an das kleine Seitentischchen in der Nische des Fensters, an welchem bereits unser Johannes saß, und nahm dann, nachdem er ein paarmal nachdenkend die Stube auf- und abgeschritten, neben demselben Platz, ohne jedoch weder seinem Weinglas, noch seinem Nachbar sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Erker des Fensters, in welchem Beide saßen, war um einige Treppstufen über dem Boden des Gemaches erhaben und ein ungemein trauliches Plätzchen, wo man sich, während der Lärm der lebenslustigen Zecher nur dumpf aus der Stube herauftönte, recht ungestört beschaulichem Nachdenken überlassen konnte. Dieß fühlte auch Johannes, denn er nahm, als der Wirth ein Licht gebracht hatte, ein Blatt Pergament aus seiner Tasche und schrieb einige Erlebnisse und Reisebeobachtungen des heutigen Tages, die ihm besonders merkwürdig schienen, nieder, und

wollte das Blatt soeben einstecken, als er bemerkte, daß der Fremde sein Thun und Treiben mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete.

Dieß fiel ihm auf und er sprach: „Ihr scheint Freude an der edlen Schreibekunst zu haben, nur Schade, daß diese nicht genug zu preisende Wissenschaft in unsern Tagen noch lange nicht genug bekannt ist, so daß unter dreitausend Menschen es kaum ein oder der andere kann.“

Der Fremde strich sich nachdenkend den Bart, ein seltsames Lächeln durchzuckte sein ernstes Antlitz und er entgegnete: „Freilich habe ich Freude an der Schreibekunst und verstehe sie selber recht wohl; doch meint Ihr nicht auch, wie ich, daß die Wissenschaft nur für wenige bestimmt, und wenn alle Menschen gleich unterrichtet und gleich erfahren, eine gänzliche Mißachtung der bessern Naturen unter ihnen, ja endlich ein übermüthiges Verkennen von Gottes Allmacht und seinem Daseyn zur Folge hätte?“

„Nimmermehr!“ entgegnete Johannes. „Ich hielte das eben für eine gesegnete edle Zeit, wenn jeder Mensch lesen und schreiben könnte und dadurch in den Stand gesetzt würde, dasjenige, welches hochbetagte Männer als den gewonnenen Erfahrungsschatz ihres Lebens aufgezeichnet, zu lesen und zum Eigenthume zu machen. Seht, Herr! ich bin nur der Sohn eines einfachen Waffenschmieds, doch im Grabe segne ich noch den Vater, der mich lesen lernen ließ; er bereitete mir, ohne es zu wissen und zu ahnen, den Weg zur Erlangung vieler Wissenschaften, den Weg vom Vater-

hause am fernen Lechstrome bis hieher in die goldene Luft zu Mainz. Drum Ehre der Verbreitung der Wissenschaft und vor allem ihrem Anfangsgrunde — dem Lesen und Schreiben."

Der Fremde hatte mit Aufmerksamkeit diesen Worten gelauscht und mehrmal hatte das seltsame Lächeln sein Gesicht aufs Neue durchzuckt. Er fragte nun bescheiden nach unseres Freundes Namen und Stand, und rief, als ihm diese Fragen ohne Rücksicht treuherzig und aufrichtig beantwortet waren, aus:

„Ei, willkommen, Herr Johannes Laurenburger, hab' schon von Euch vernommen am Hofe des Erzbischofes hiesiger Stadt, dessen Kammermusiker ein sehr schönes Lied von euch in Musik gesetzt hat. Freut mich recht, Euch persönlich kennen zu lernen. Ist denn wahr, daß Ihr auch ein gewaltiger Doktor seyn sollt und nicht weniger mit süßem Harfenspiel und Gesang die Schwermuth ebenso von der Seele, wie mit Eurer Kunsterfahrenheit in der Medizin die Gebrechen und Krankheiten des Leibes zu heilen und ihre Schmerzen zu lindern versteht?"

Bescheiden entgegnete Johannes, daß er wohl ein und das andere in der Heilkunde verstehe, auch schon mehrere glückliche Kuren vollbracht, deßwegen sich jedoch keineswegs für einen erfahrenen Meister auszugeben gesonnen sey. Wenn er jedoch seinem neuen Bekannten in irgend etwas mit Rath und That dienen könne, wolle er es recht gerne thun.

Der Fremde dachte einige Augenblicke nach und sprach dann: „Allerdings könnt Ihr mir vielleicht

nützlich seyn, denn mich peinigt ein hartnäckiges Uebel auf der Brust, welches mir zu Zeiten das Athemholen so schwer macht, als sey die Kehle in einen Schraubstock gespannt. Könntet Ihr mir da helfen, würdet Ihr mir und der Nachwelt einen Dienst leisten, der für alle Zeit von mehr Wichtigkeit wäre, als Ihr und die jetzt dort zechenden Menschlein auch nur im entferntesten denken könnt."

Verwundert über solche Rede schaute ihn Johannes lachend an und meinte spaßhaft, ob er vielleicht die Ehre habe, mit einem zweiten Berchtold Schwarz, der bekanntlich das Pulver erfunden hatte, zu reden. Der Fremde schüttelte jedoch sehr ernst das stattliche Haupt und fuhr weiter: „mein Brustübel mag von Dämpfen herrühren, die aus geschmolzenen Metallen, wie Blei und Zinn, aufsteigen, und die ich unvorsichtig im Welteifer einer neuen Entdeckung eingeathmet haben mag. Könnt Ihr mir helfen, nun so ist's mir lieb und mehr als lieb, und an Lohn soll's nicht fehlen; könnt Ihr es nicht, nun so seyd Ihr eben auch einer von den tausend Pfuschern, die der zerstörenden und belebenden Natur zu Hilfe kommen wollen und nicht können. Denn ich glaube einmal, der Mensch kann Alles, wenn er nur recht darüber nachdenkt und alle seine Leibes- und Seelenkräfte gebraucht. Wenn Ihr Lust habt, eine Kur mit mir vorzunehmen, so könnt Ihr mich morgen und zwar um die eilfte Stunde Mittags besuchen. Der Wirth wird Euch meine Wohnung wohl zeigen lassen, mein Name aber ist

Johannes Gänsfleisch zum Gutenberg. Lebt wohl auf Wiedersehen!"

Damit trank der Fremde noch einen Schluck aus seinem Weinglase, nahm den Mantel von dem Hacken an der Wand, schlang ihn trotzig um die nervige Schulter und entfernte sich, ohne weiter mit Jemanden ein Wort zu wechseln. Johannes aber rieb sich die Augen, als wolle er sich vergewissern, daß der seltsame Nachbar sich wirklich entfernt habe.

Er hatte anfangs große Lust, den Wirth herbeizurufen, um von demselben etwas Näheres über den räthselhaften Fremden zu erfahren, doch aufdringlicher Neugierde von jeher feind, unterließ er dieß und dachte über den Krankheitszustand des Fremden, der sich von Gutenberg nannte, anstrengend nach.

Das scharfe trockene Husten, welches dessen Rede zuweilen unterbrochen, hatte Ben Hiels aufmerksamen Schüler sogleich ahnen lassen, wo der Sitz des Uebels verborgen sey, und auch den Grad, bis zu welchem es fortgerückt, konnte er daraus ziemlich abnehmen.

Er studirte lange und viel, so daß ihn erst der Schlag der Wanduhr ermahnte, wie weit vorgerückt die Nacht schon sey, obgleich keiner der anwesenden geübten Zecher davon Notiz zu nehmen schien, sondern sie vielmehr immer lustiger wurden und endlich in ein Lied einstimmten, welches unserm Johannes so schön däuchte, daß er hastig Schreibtafel und Stift herauszog und die Zecher um eine Wiederholung des Gesungenen bat, welches sie dann auch mit lautem Lachen recht gerne thaten; das Lied lautete also:

Des Kaisers Segen.

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In gold'ner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben
Und athmet Traubenduft. *)

Bei Rüdesheim da funkelt
Der Mond in's Wasser hinein,
Und baut eine gold'ne Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber,
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen,
Und schläft in seiner Gruft,

---

*) Zu Aachen liegt bekanntlich Karl der Große begraben. Er brachte den fast gänzlich gesunkenen Weinbau dadurch wieder in die Höhe, daß er Rebstöcke aus Spanien kommen ließ.

Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer,
Und trinken im gold'nen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

Siebentes Kapitel.

Hans Gutenberg.

Am folgenden Morgen war Johannes schon frühe auf und ging, bis die Kirchenglocken in den Gottesdienst riefen, am Rheinstrome, der sich hier mit dem Maine vereinigt, lustwandeln. Trotz der Morgenfrühe war es hier schon sehr lebhaft, denn es war kein Mangel an ankommenden und abgehenden Schiffen, und man konnte bei dem bunten Treiben der Menge recht wohl merken, daß gerade die unterste Klasse des Volkes, welche vornehme Thoren zu verachten pflegen, die Wahrheit des Sprüchwortes: Morgenstund hat Gold im Mund, tagtäglich sich praktisch zu Gemüthe führt.

Nach dem Gottesdienste ging Johannes in eine nahgelegene Apotheke, kaufte dort Verschiedenes ein und verlangte endlich ein gewisses Pulver, welches er mit dem Uebrigen zur Behandlung des Fremden, dessen Bekanntschaft er gestern gemacht hatte, dringendst bedurfte.

Der Apotheker war ein Hebräer, ein Jude, und brachte sogleich eine Büchse hervor, in welcher sich

angeblich das gewünschte Ingredienz befinden sollte. Doch Johannes erklärte es, als er es zwischen den Fingern befühlt und durch den Geruch geprüft hatte, für falsch, und hielt dem Juden ohne Umstände eine derbe Strafpredigt, die derselbe auch ganz geduldig hinnahm und gegen doppelte Bezahlung, nachdem ihm Johannes noch ein hebräisches Sprüchwort vorgehalten, ihm endlich das Aechte überließ.

Der Wirth in der goldenen Luft war etwas erstaunt, als ihn Johannes um einen Führer zu Herrn Gutenberg ersuchte, und rief verwundert aus: „Ei, ei, lieber Gast! das ist ja unerhört, daß Euch der alte Schwarzkünstler zu sich eingeladen hat. Zwanzig Jahre besucht er nun schon Tag aus Tag ein meine Zechstube, aber auch nicht ein einziges Mal redete er irgend ein Wort mit Jemanden, geschweige denn, daß er einem Fremden, denn daß Ihr das seyd, verräth jedes Eurer Worte, zu sich eingeladen hätte. Doch, was geht das mich an. Hier mein Söhnlein Jakob wird Euch führen!"

Der Knabe ging auch dienstfertig neben seines Vaters Gaste durch die Straßen und führte ihn endlich durch einen Hofraum vor ein alterthümliches Gebäude und sagte: „So, jetzt könnt Ihr nicht mehr fehl gehen, denn pocht nur an diese Thüre und fragt nach dem Oeffnen nach dem Herrn, den Ihr sucht, so werdet Ihr ihn auch finden. Doch lebt wohl, ich muß jetzt gehen, denn ich fürchte mich vor dem Hexenmeister." Und damit lief er auch spornstreichs, als fühlte er sich schon beim Kragen gepackt, davon.

Lächelnd sah ihm der junge Mann nach und folgte dann der erhaltenen Weisung und wurde nach geöffneter Thüre von einem alten Diener in ein großes Gemach geführt, wo er Herrn Gutenberg vor einem großen Buche, in welchem selber zu lesen schien, antraf. Derselbe erhob sich auch hastig von seinem Sitze, ging dem Eintretenden freundlich entgegen und rief erfreut aus: „Gut, daß Ihr kommt, lieber Herr Laurenburger! Ich fühle heute wieder gewaltige Beschwernisse im Innern; wollen sehen, ob Ihr der Mann seyd, der mir helfen kann!"

„Mit Gottes Hilfe und Segen sicherlich," entgegnete Johannes und untersuchte den Zustand seines Patienten auf das Aufmerksamste. Er zeigte ihm nun das anzuwendende Heilmittel, welches aus zwei durchsichtigen Flüssigkeiten bestand, welche mit dem schon erwähnten Pulver vermischt wurden, und den dadurch sich entwickelnden Dampf mußte der Kranke einathmen, was ihm anfänglich große Schmerzen verursachte.

Doch schon nach dem Ende des ersten Versuches behauptete Gutenberg eine bedeutende Aenderung zu fühlen, und Johannes entgegnete: „Wenn dies wirklich also ist und nicht etwa Einbildung, so kann ich Euch fast gewiß Befreiung von euren Leiden versprechen. — Nur müßt Ihr mir eben auch versprechen, Euch nicht mehr den Dämpfen auszusetzen, welche Ihr mit Recht für die Grundursache eures Uebels haltet. Gebt Ihr euch denn oft mit solchen Metallschmelzungen ab? Ich frage nicht etwa aus verdamm-

licher Neugierde, sondern um Euch, wenn dies also ist, weitere Vorbeugungsmaßregeln auf das Dringendste zu empfehlen."

Gutenbergs Antlitz überflog bei diesen Worten dasselbe Lächeln, welches unserm Freunde schon gestern in hohem Grade aufgefallen war. — „Nein, lieber Freund, deshalb dürft ihr keine Sorgen mehr haben," sprach er. „Ich beschäftige mich gegenwärtig mit der vieledlen Schreibekunst und seht, dies Buch hier auf dem Tische ist ein Produkt meiner Mühe und meines Fleißes!"

Johannes beugte sich über den aufgeschlagenen Folianten und fand, daß es das alte und neue Testament in lateinischer Sprache sey. Er konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht verbergen, denn Buchstabe um Buchstabe war regelmäßig und gleichförmig, wie es nur ein jahrelang geübter Schreiber, der mit seltenem Fleiße und maschinenartiger Genauigkeit arbeitete, hervorzubringen im Stande war.

Es war ihm fast unmöglich, sich von der Betrachtung des Buches hinwegzuwenden, und er betrachtete das Werk von Minute zu Minute mit steigender Aufmerksamkeit, wie nicht minder ebenso gespannt Gutenberg seinen jungen Gast und Arzt beobachtete.

Je länger jedoch Johannes das Buch in Augenschein nahm, desto verworrener wurde es in seinem klaren Verstande. Er erinnerte sich, daß der Knabe, sein Führer, sowie auch dessen Vater von Gutenberg als einem Herenmeister gesprochen hatten, und fast kam ihm, dem in Wissenschaften viel gelehrten, ein

ähnliches Gefühl der Furcht an. Endlich nach langem Zaudern machte er das Buch zu, schob es von sich, stand auf und ergriff Gutenbergs Hand, indem er sprach: „Meister! was Ihr auch gegen diese meine Meinung sagen mögt, und wenn Ihr noch so oft behauptet, Ihr habt dieses Buch geschrieben, Euer Wort in Ehren, aber jenes Buch ist nimmermehr durch eine Menschenhand niedergeschrieben worden, ebenso-wenig als sein Inhalt, das lebendige Wort Gottes, von staubgebornen Menschen herstammt."

Gutenberg fuhr sich wie überrascht mit der Hand über die Stirne und antwortete: „Ihr habts errathen, lieber Freund! das Buch ist mit keiner Art von Schreibekiel geschrieben, Tinte und Feder hat nichts mit ihm zu thun, doch, wie es entstanden, darüber wollen wir vor der Hand keine Worte mehr wechseln und verlieren. Bleibt bei mir, Herr Laurenburger, bis Ihr meine Kur vollendet habt, wir werden dann wohl noch näher bekannt werden. In dem großen Hause, welches ich hier bewohne, ist noch hinlänglich Raum für Euch und Eure Habe, kommt nur mit mir, ich will Euch das Zimmer, welches für Euch bestimmt ist, gleich zeigen!"

Und ehe der allerdings sehr überraschte Johannes eine Entgegnung hervorbringen konnte, ergriff ihn Gutenberg beim Arme und führte ihn einige Treppen hoch in ein kleines, aber bequemes Gemach, von welchem man seiner hohen Lage wegen eine wahrhaft entzückende Aussicht auf den Rheinstrom und seine lachenden Ufer hatte.

„Kurz und gut, ich bleibe bei Euch!" rief Johannes, in Gutenbergs dargebotene Hand freudig einschlagend, „aber auf wie lange, darüber kann ich Euch keinen Schein geben, denn ich gleiche so ziemlich einem Zugvogel und möchte, der Freiheit gewohnt, sobald mir der Einfall kommt, meine Schwingen gebrauchen und von hier fliegen."

„Dieß soll Euch erlaubt seyn!" brummte Gutenberg; wir wollen schon Sorge tragen, ob wir Euch nicht mit den goldenen Banden der Liebe und Freundschaft an Mainz fesseln können!"

So blieb denn Johannes in dem Hause des räthselhaften und sonderbaren, aber wie er bald auch ergründen konnte, des edelsten und vielgeprüftesten Mannes. Stundenlang redeten oft Beide, ohne zu ermüden, über die ernsthaftesten Fragen der Menschheit, über Vergangenheit und Zukunft. Außer dem Vater Romanus und dem Arzte Ben Hiel hatte Johannes, obwohl er in letzterer Zeit vielfach Gelegenheit gehabt hatte, mit weisen und gelehrten Männern umzugehen, noch keinen Menschen getroffen, der also tief gebildet und eine solche Einsicht in die verborgensten Triebfedern, welche je die Welt bewegt, an den Tag gelegt hatte.

Unser junger Freund war eben, weil er noch jung war, enthusiastisch für die Wissenschaften eingenommen, und in jeder Zeit ihr begeisterter Lobredner. Manchmal war dieß sein ernster neugewonnener Freund Gutenberg auch, aber noch viel öfter ein entschiedener Zweifler, der den ersten unschuldvollen

Naturzustand der Menschen als den glücklichsten pries und meinte: die Menschen verfeinern und vervollkommnen sich immer mehr, ohne deßhalb auch nur einen Schritt weiter auf der einzig wahren Bahn der Selbsterkenntniß zu thun. Sie kommen mit all ihrer Weisheit und irdischen Spitzfindigkeit immer weiter von Gott ab, der doch der eigentliche Urquell aller wahren und ächten Erkenntniß ist, und ich glaube, wenn das Geschlecht so weiter schreitet und es nach ungefähr fünfhundert Jahren noch nicht untergegangen, wird es so frech werden, daß es gern dem lieben Gott die schöne Welt in Trümmer risse, um sie nach eigenen afterweisen Ideen besser zu bilden!"

„Tröstet Euch hierüber," meinte Johannes, „und laßt Gott dafür sorgen, der noch immer das rechte Straf- oder Heilmittel für ausgeartete Nationen wußte. Denkt an die Blüthezeit der herrlichen Reiche der alten Welt, an Rom und Griechenland. Wie hoch sind sie in der Kultur gekommen und zu welchen Atomen zerstört worden, und dennoch ihr alleredelstes für die Nachkommen anderer Völker gerettet ward. O die Wege Gottes sind unerforschlich, wir können nur schweigend seine Allmacht bewundern und anbeten, und dabei nur Das thun, was wir können, unser Leben so durchleben, daß wir am Schlusse unserer Tage sagen können, es war ein allseitig wohlangewendetes."

Mit Wärme drückte nach solchen Reden Gutenberg des feuereifrigredenden Jünglings Hand und sprach: „Hab Dank, lieber Freund, du heilst mit

deinen Worten einen schwerern Schaden meiner Seele, als deine kräftigen Arzneien an meinem Körper zu thun vermochten. Du weißt, welche Erfindung vor Jahren der Berchtold Schwarz machte, die kleinen Körner seines schwarzen Pulvers werden die ganze Gestaltung der Weltverhältnisse umformen. Aber eben so viel des Guten die Welt durch seine Entdeckung gewinnt, wird sie auch, und zwar in viel größerem Maßstabe des Bösen und Verderbenbringenden sich aneignen. Nun habe auch ich eine Entdeckung gemacht, welche von weit größerer Wichtigkeit und Tragweite ist, als jene des Schießpulvers, und da wird mir oft, wenn kaum das Hochgefühl über dieselbe meine Brust mit männlichem Stolze füllt, unmittelbar hernach so schwermüthig zu Muthe, wenn ich bedenke, zu welchen gemeinen und niedern Zwecken, zu welch ruchlosen und fluchwürdigen Unternehmungen meine an und für sich segensreiche Erfindung mißbraucht werden wird."

Johannes wagte nicht zu fragen, worin diese Erfindung bestehe, wußte er doch, daß, wenn es seyn könnte, es ihm Gutenberg gerne mittheilen würde; doch entgegnete er also: „Getrost, getrost, lieber Freund! All das Gute und Schöne, welches Eure Erfindung der Menschheit bringt, wird Euch, wie von allen edeldenkenden Menschen, so auch vom Weltenvater im Himmel als gewichtiges Verdienst angerechnet werden, und das Böse, das Eure Entdeckung verursachen dürfte, wird Euer Verdienst um kein Pünktchen verringern. Ihr legtet in Eurer Erfindung die

Macht zu Gutem und Bösem in die Hände der Menschen, gerade wie Gott auch zuläßt, daß die Menschen Böses thun, ohne daß man es Gott als Fehler anrechnen dürfte, daß er die Macht, Böses zu thun, an seinem Geschöpfe nicht verringerte, nicht vorbeugte, ebensowenig wird Euch und Euern Ruhm das Andenken dessen, was Eure Erfindung Schlimmes brachte, beflecken können. Nur muthig vorwärts, hinauf geschaut und auf Gott den Herrn vertraut!"

Wunderbar fühlte sich Gutenberg durch diese Worte des glaubensfrommen Jünglings gestärkt und er strebte emsig in seinem Vorhaben weiter. In ein Gemach des Hauses war Johannes noch nie gekommen und in demselben wurde von mehrern Männern Tag und Nacht emsig gearbeitet, und wenn er vorbeiging, hörte er oft den knarrenden Ton, welchen gewöhnlich die Vorrichtung, welche man in Weinländern zum Pressen der Trauben in Anwendung bringt, begleitet.

Eines Abends, als Johannes eben von einem Spaziergange spät nach Hause kehrte, hörte er in der Wohnstube Gutenbergs heftigen Wortwechsel, doch kehrte er sich nicht daran, sondern ging auf sein Zimmer und legte sich dort wie gewöhnlich zur Ruhe. Doch kaum hatte er sich einige Zeit dem Schlummer überlassen, als er geweckt wurde, und indem er sich hastig vom Lager erhob, stand Gutenberg, reisefertig angekleidet, eine brennende Lampe in der Hand, vor ihm.

„Kleide dich an, lieber Freund!" sagte er mit wehmüthiger Stimme, und als nach seinen Worten geschehen, sprach er weiter: „Folge mir!"

Sie gingen die Treppen hinunter und Gutenberg öffnete die stets verschlossene Thüre des geheimnißvollen Gemaches und leuchtete unserm Freunde hinein. Staunend sah er sich in demselben um. Er erblickte eine Presse und viele tausende aus Metall gegossene Buchstaben, die auch auf einem Tische schon zu einer Buchseite zusammengesetzt waren.

„Du hattest Recht!“ sagte Gutenberg lächelnd, „meine Bibel war nicht geschrieben — sie wurde gedruckt!“

Wie ein Blitz durchzuckte dieses einzige Wort des jungen Mannes Seele. Er sank an Gutenbergs Brust und stammelte: „Ich, ich durfte Euch Freund nennen! Euch, den Gott zum Werkzeuge einer so großen, ewig schönen Erfindung machte! Die Nachwelt wird Euch Monumente bauen, und das herrlichste wird aber jedes Buch seyn, das in Zukunft jeder Schulknabe und der Aermste in der Hand haben kann und nicht gleich mir sein väterliches Erbe für das Buch zu geben braucht!“

Ihr Menschen der Gegenwart, die ihr gleichgiltig die Blätter umschlagt, die Gutenbergs unsterblicher Erfindung ihr Daseyn verdanken, könnt kaum die Ueberraschung des jungen Mannes recht begreifen. Um euch aber in einem, wenn gleich schwachen Gleichnisse ein Beispiel vorzuführen, folgendes: Ei wie freut es euch, wenn ihr wochenlang anstrengend gearbeitet, und der Lohn, etwa ein Gulden, schön und blank in euren Händen ist. Nun kommt aber ein Freund zu euch, der sagt, er wolle

mit gleicher Mühe und Arbeit in einer Woche euch durch erlaubte Mittel hundert und tausende von Gulden herbeischaffen. Wie würdet ihr euch wundern und staunen. Und doch ist's nur das nemliche wie bei Gutenbergs Erfindung; Jahrelang schrieb man, bevor er mit seiner Entdeckung auftrat, an einem Buche, das man jetzt in derselben Zeit nicht nur hunderttausendmal — sondern millionenfach vervielfältigen kann.

Doch, um in unserer Erzählung fortzufahren, als Johannes von der Nachwelt sprach, erglänzte eine bittere Thräne in dem Auge des großen Mannes und in heftiger Gemüthsbewegung rief er aus: „Die Nachwelt, ach, die Nachwelt! und die Gegenwart? Wisse, theurer Freund, daß ich eben im Begriffe stehe, aus Mainz die Flucht zu ergreifen; all dieses unter rastlosem Ringen des Geistes zu Stande Gebrachte zu verlassen, um anderswo, Gott weiß wann und wie, aufs Neue ein Leben voll Anstrengung und Entbehrung zu beginnen.

„Erstaunt stehst du und stehst mich fragend an. Wohlan so höre, und dann begreife. Erfindungen wie diese macht man nicht im Laufe weniger Tage; da gehört rastloses Ringen und Kämpfen des Geistes von Stufe zu Stufe dazu. Anfänglich schnitt ich ganze Buchseiten in Holz und druckte selbe ab, dann auch die einzelnen Buchstaben; endlich goß ich letztere in Blei. Doch mein Vermögen war bei diesen und andern Versuchen längst aufgewendet, ich mußte Schulden machen. Ein reicher Bürger und Gold-

schmied hier, Faust ist sein Name, lieh mir, und ich weihte ihn in mein Geheimniß ein, auf seine Veranlassung theilte ich selbes auch seinem Eidam, dem Schreiber Peter Schöffer mit, der klugen Sinnes mehrere Verbesserungen mit der neuen Kunst machte. Diese Männer bedürfen nun meiner nicht mehr, ich bin ihnen lästig und sie suchen sich meiner dadurch zu entledigen, daß sie ihr Darlehen zurückfordern, obwohl sie recht gut einsehen, daß der Werth meiner Erfindung den Betrag ihres Darlehens an innerm Gehalte millionenfach übersteigt. Ich kann nicht zahlen und will auch nicht in den Schuldthurm wandern, also bleibt mir kein anderer Ausweg als die Flucht.

„Nimm, theurer Freund, diese Bibel als Andenken von mir, der dich nie vergessen wird und denke auch du manchmal des Gutenbergs. Doch jetzt leb wohl, ich muß zu Pferde; hörst du ja, wie es seinem Herrn im Hofe wiehert und stampft!"

Wortlos sanken sich die beiden Freunde in die Arme, und ihre Gefühle zu beschreiben, wer wollte es wagen?"

Unsäglich Vieles wollte Johannes dem Scheidenden sagen, doch die Fluth von Empfindungen, die ihn ergriffen und mit sich fort rissen, ließ ihn kaum zu Worte kommen; schweigend verließen sie das Gemach, diese Goldgrube des menschlichen Geistes.

Gutenberg schloß die Thüre, und indem er den abgezogenen Schlüssel in den Ziehbrunnen im Hofe warf, sprach er: „da mögen die Wichte ihn holen,

wenn sie wollen. Bin ich für sie in die Tiefen des Wissens hinunter gestiegen, mögen sie leichteres Spiel mit dieser Tiefe haben, oder den Zimmermann holen lassen, um die Thüre einzuschlagen."

Noch ein Händedruck und brüderlicher Kuß, dann setzte sich Gutenberg kräftigen Schwunges zu Pferde, befestigte seinen leichten Mantelsack hinter sich und sprach: „Freund, Gott sorgt für Alles; wie gut ist's, daß mein alter Diener, der mich von Kindesbeinen an nie verlassen, vor etlichen Wochen gestorben; von ihm zu trennen hielte schwer, und doch welch überlästiges Möbel wäre er nicht auf meiner jetzigen Pilgerfahrt, die Gott weiß wo endet!" *)

Nochmal reichte er vom Pferde herab die Hand zum Abschiede, und sprengte dann von dannen. Der Zurückgebliebene war ganz wehmüthig gestimmt und der Aufenthalt zu Mainz auch ihm entleidet. Auch wollte er nicht mit ansehen, wie Gutenbergs Verfolger am nächsten Morgen in dessen zurückgelassenen Habschaften wühlen würden. Als daher der Morgen graute,

---

*) Im Jahre 1837 wurde in Mainz dem Andenken Gutenbergs eine eherne Statue gesetzt. Das schönste Denkmal errichtete er sich aber selbst, denn auf der letzten Seite seiner lateinischen Bibel steht, was wir deutsch übersetzen: Dieß vortreffliche Buch ist in der guten, der ruhmreichen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit einem so hehren Geisteslichte den andern Nationen der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen gewürdigt hat, gedruckt und vollendet worden.

packte auch er seine Habe und ging, als eben die Sonne aufging, beim Thore der Stadt hinaus und wohlgemuth in die Welt hinein.

Achtes Kapitel.

Herbsttage am Rhein.

Wer die lieblichen Ufer des Rheinstromes bereisen will, soll keine andere Jahreszeit wählen als den Herbst, denn wenn das Jahr nur einigermaßen gut ausgefallen ist, herrscht überall Freude und Jubel ohne Gleichen.

Dieß erfuhr auch unser Freund. Wohl waren die Landstraßen geräumig und wohlgemacht, aber es schien, sie seyen nicht breit genug für die Menge von Fuhrwerken aller Art, welche einander auszuweichen hatten. Da ein leichter zweirädriger Karren, mit schnellem Rosse bespannt, ein wohlgenährter Kornbauer sitzt darauf, und eine rothe Weste deckt seine Brust, an welcher jeder Knopf von Silber ist. Wieder ein Wagen, dessen Sitze ein paar Wirthe eingenommen, mit spitzigen Filshüten, und mit Geldgurten um den wohlgenährten Leib, welche eben nicht von Armuth zeugen, und nun zu Pferd ein paar Stadtherren in Kleidern von feinstem niederländischen Tuche und in den Sattelranzen der Reiter stecken gewichtige Geldsäcke. Dazwischen auch Fußgänger mit Geldkatzen über der Schulter, Weiber und Män-

ner mit rothen Bündeln in der Hand, die so schwer niederhangen, als steckten in jedem ein paar hundert Gulden. Und in der That, so ist es auch. Sie alle ziehen in die Weinberge, dort wollen sie Wein kaufen, und das gute Geld, das sie aus den verwertheten Ochsen und Kornsäcken gesammelt, wandert in die armen Wohnungen der Weingärtner. Die Pferde schreiten stolz einher, als zögen sie die Aussteuer einer Königin; die Fuhrleute knallen, als ginge es zur Hochzeit, und auf ihren Hüten prangt ein ganzer Strauß Blumen und bunter Bänder.

Was führen denn diese Fuhrleute auf den Wägen, welche so prächtig mit Weinlaub verziert sind? — Neuen Wein! Was bedeutet das ewige Gejodel und Gejauchze? Es bedeutet, daß Weinlese ist und die Trauben gut gerathen sind. Auf den Bergen längs den Ufern des schönen Stromes, wo die vielen Pfähle eingerammt sind, da sieht man die Menschen wie Ameisen sich bewegen. Mädchen und Jungfrauen in schneeweißen Hemdärmeln, Bursche mit traubenschweren Butten auf dem Rücken; dazwischen schallt das Geklapper einer Pritsche und das knarrende Gekreisch einer Rätsche. Das bedeutet Alles, daß dort die Trauben geschnitten werden, und der Mann mit der Peitsche ist der Weinbergshüter, der das ganze Jahr den Berg bewacht, und die übrigen sind Winzer und Winzerinnen.

Und wenn unsern Reisenden der Weg durch ein Dorf, durch ein Städtchen führte, so konnte er nur Schritt für Schritt vorwärts kommen, denn das

Menschengewühl war so außerordentlich, daß er jeden Augenblick glaubte, es würde Jemand überfahren.

Am ärgsten ist das Gedränge auf einem großen freien Platze vor einem scheunenartigen Gebäude. Viele Hunderte von Menschen sind dort versammelt und stehen um mächtige, noch offene Fässer herum, und ein Geschrei ist's, daß man das eigene Wort kaum hört, und doch ist keiner unter all dieser Menge von Menschen unbeschäftigt, und was die größte Unordnung scheint ist die größte Ordnung, denn mitten im Gewühle fördert jeder nur dasjenige, was seines Amtes ist. — So die Jünglinge, welche die Trauben unter die Kelter oder unter die Füße der Austreter bringen, wie jene, welche den Saft durch ein Tuch als schmutzig braune Brühe seihen und in die Riesenfässer schütten, wo er durch Gährung zum kristallhellen Getränke wird. So auch diese, die gefüllte Fässer verspunden und an starken Seilen die gewichtigen Lasten behutsam in die tiefen, dunklen Keller bringen.

Unter der Menge fällt vorzüglich ein Mann auf, der an einem Tische sitzt und viele gefüllte Schoppengläser vor sich stehen hat; bald versucht er von diesem, bald von jenem Glase und immer kostet er auf's Neue und schnalzt dabei vor Wohlbehagen mit der Zunge, und die Schoppen werden immer leerer, doch immer werden sie frisch gefüllt herbeigebracht. Das Alles bedeutet, daß wir an dem Besitzthume eines bedeutenden Weinbauern angekommen sind, wo sich Käufer und Verkäufer sammeln und

der große Schoppenversucher ist kein anderer, als der einsichtsvollste Käufer und Weinkenner.

So sah es zur Zeit aus, wo unser Freund die Rheinufer bereiste, und so sieht es mit wenigen Abwechslungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte eingeschlichen, noch bis auf den heutigen Tag aus. — Aber er sah nicht nur die Lichtseite dieses bunten Herbsttreibens, sondern auch die Schatten, die dieses Leben hat.

Die Bebauung der Weinberge verursacht ungemeine Arbeit, und mancher Mensch würde lieber Wasser trinken, als daß er den Wein selbst pflanzen möchte, wenn er nur auf diese Weise zu einem Schluck gelangen könnte. — Kaum ist im Herbst der Wein eingeerntet, so muß der Winzer schon wieder auf das künftige Jahr zu arbeiten beginnen. Nun muß er Pfähle hauen und zuspitzen, um im Frühjahre die Reben daran zu binden, diese selber müssen gelegt und mit Mist bedeckt werden, und diese Arbeiten und noch hundert andere dauern den ganzen Winter hindurch. Sobald aber der Frühling beginnt und sich kaum eine Lerche blicken läßt, muß der Weinbergsbesitzer schon wieder auf seinem Gute erscheinen und sich, auf den Herbstsegen hoffend, abmühen.

Stets sieht man ihn mit der Hacke in der Hand, oder die Butten mit schwerer Last auf dem Rücken, Erde aufhackend oder von einer Stelle zur andern schleppend; dann versieht er wieder das Geschäft eines Maurers und bessert die kleinen Mauern aus, deren es in den Weinbergen ganze Reihen gibt, welche

terrassenförmig die Erde zusammenhalten; und alle Tage beginnt er von neuem wieder am frühen Morgen, und manch heißer Schweißtropfen rinnt von seiner gefurchten Stirne in den heißen Boden; denn auf den steilen Anhöhen glüht die Sonne im Sommer noch einmal so heiß, indem hier ihre Strahlen reflexartig wirken.

Aber ach! wie oft ist all dieser Schweiß vergebens, wenn ein Reif im Mai oder ein rauher Wind im Juni alle Hoffnung auf die dießjährige Ernte zu nichte gemacht hat. Und doch darf er dann nicht aufhören zu arbeiten. Er muß schaffen, wie wenn er im Herbst erndten würde, damit der Weinstock doch wenigstens im nächsten Jahre seinen Ertrag leisten möge. So ein Winzer ist daher ein wahres Muster von Geduld. Wer könnte auch Geduld besser erlernen, als wer arbeiten muß und voraussieht, daß er keinen Nutzen davon zu erwarten hat.

Gibt es viel Wein, so wird er schlecht bezahlt, und gibt es wenigen, so ist der Erlös um so geringer. Und das ganze Jahr mußte in Hoffen auf den Erlös im Herbste gelebt werden. Er mußte Schulden machen, die er mit dem nun gewonnenen Gelde kaum wieder berichtigen kann. Ach, und wenn er nun nichts wieder erlöst im Herbste, was ist sein Loos? — Das Wenige, was er besitzt, hat er verpfändet, sein letztes Eigenthum muß er verkaufen und noch ein ganzes Jahr bis zur nächsten Ernte leben.

Und im glücklichsten Falle, in gesegneten Jahrgängen, darf er oft nichts kosten von dem, was er selbst gepflanzt und geerntet! Er muß allen Wein verkaufen, um wieder Kredit zu bekommen, und sich mit schlechtem Moste begnügen, oder mit noch weniger mundendem Wasser, während Andere an seinem edlen Erzeugnisse sich laben.

Aber jetzt war Herbst, Freudenzeit, und Niemand dachte an diese traurigen Schilderungen, die unserm Johannes schmerzvoll das Herz bewegten. Die Sonne schien hell und warm, der Himmel lachte blau und heiter, die Winzer waren mit ihren Familien in den Weingärten beschäftigt und sammelten fröhlich die Trauben in die Körbe; lustige Lieder ertönten aus dem Munde der leichtgeschürzten Winzerinnen, und das Gejauchze und Gejubel hallte bis spät in die Nacht hinein, selbst das traurigste Gemüth ermuthigend.

An diesem Tage ißt und trinkt selbst der Aermste zur Genüge, und wer in den Weinberg kommt, dem bietet man gastfrei an, was man hat: Trauben, Wein und Käse. Abends aber erklingt aus jedem Wirthshause Musik und Gesang, und munter schwingen die Jünglinge die Dirnen im raschen Wirbeltanz.

Und da Johannes Alles so fröhlich sah, da zog auch in seinem Gemüth wieder Fröhlichkeit ein, die er seit dem Scheiden von Gutenberg nicht mehr empfunden, und er dichtete ein gar anmuthiges Lied auf die Rheinlande, welches also lautete:

O du lieblich Land, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grüngoldene Flut;
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es wär' eine Lust, hier ein Kind zu seyn!

Wie blauet der Himmel so tief und klar!
Wie wallt in goldnen Aehren das Land,
An den Hügeln, zu Thal, an der Ebne Rand,
Wie schwillest von Segen du wunderbar!

Von deinen Bergen, wie sieht es sich weit!
Wie athmet die Seele so kühn dort und frei!
In der Tiefe zieh'n die Schifflein vorbei
Zögernd hinweg von der Herrlichkeit.

O Rhein . . . . und es spiegeln sich Dome groß
In der Fluthen, der leise rauschenden, Schaum,
Gewaltige Kaiser träumen den Traum
Versunkener Glorie in ihrem Schooß.

O du lieblich Land, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grün goldene Fluth,
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es wär' eine Lust, hier geboren zu seyn.

Neuntes Kapitel.

Trier.

In der Nähe von Coblenz verließ Johannes die Ufer des Rheines, um jene der Mosel aufzusuchen, die sich nicht weniger durch unbeschreibliche Naturreize auszeichnen, obgleich selbe viel versteckter

sind und dem Auge des Wanderers abgelegener als jene des Rheinstromes.

So kam denn unser Wanderer nach Trier, das einst vor mehr als tausend Jahren ein römischer Dichter (Ausonius) die schönste Stadt jenseits der Alpen nannte, und wirklich muß die Stadt zur Römerzeit ein ganz anderes Ansehen gehabt haben, denn noch sind viele riesenhafte Baudenkmale aus ihrem großartigen Zeitalter vorhanden. Diese uralte Stadt zog den Reisenden dergestalt an, daß er in ihr längere Zeit zu verweilen beschloß, besonders auch, weil er in einem der vielen Klöster eine sehr schöne Büchersammlung aufgefunden, in der für ihn viel des Bemerkungswerthen zu finden war.

Er miethete sich also ein kleines Stübchen unweit dem in unsern Tagen unter dem Namen das schwarze Thor bekannten Römerbauwerke und hatte sich bald im Orte heimisch zu machen gewußt. Denn wer schlicht und bescheiden, ohne Anmaßung, aber doch mit männlicher Kraft auftritt, dabei, soviel es seyn kann, Jedem gefällig ist, dem neigen sich die Herzen der Menschen gerne zu.

Als durch den Hausbesitzer, wo er Wohnung genommen, allmählig bekannt wurde, welch gewaltige Sangesgabe in ihm wohne, und welch liebliche Töne er der Harfe zu entlocken verstehe, da währte es nicht lange, so erhielt er von allen Seiten Einladungen, diese und jene Feierlichkeit mit seinen Sanges- und Musikgaben zu verherrlichen. Er konnte, so lieb ihm auch sein einsames Studirzimmer gewor-

den war, nicht umhin, diesen Rufen zu folgen und wurde überall mit dem größten Lobe und den reichlichsten Belohnungen wieder entlassen.

Wenn er dann in sein einsames Gemach zurückkehrte und die erworbenen Baarschaften im Schranke verwahrte, so wünschte er oft seines Freundes Gutenbergs Aufenthalt zu erfahren, um diesen in den Stand zu setzen, seine großartige Erfindung zum Heile der Menschheit weiter zu fördern. Aber das blieb ein frommer Wunsch; denn obwohl sich Johannes vielfach erkundigte, wo Herr Gutenberg hingekommen seyn mochte, und obgleich man anfing, aller Orten von der neuen Kunst zu sprechen, deren Entdeckung man aber stets dem Johannes Faust zuschrieb, so konnte er dennoch keine Nachricht und keine Spur mehr von seinem Freunde auffinden.

Dagegen wandte er desto mehr Fleiß auf alles, was er niederschrieb, waren es nun fröhliche Lieder zur Vergnügung der Freudigen, oder fromme Hymnen zu Ehren der Heiligen, des göttlichen Erlösers und seines Lebens, oder auch tiefsinnige Betrachtungen über das menschliche Leben, seine vielfachen Gebrechen des Leibes und der Seele; denn oft dachte er vielleicht würden durch Gutenbergs Erfindung die Gedanken, die er im einsamen Stübchen zu Papier bringe, noch in Tausenden von Büchern verbreitet und so zum Nutzen und Frommen der Mit- und Nachwelt bekannt gemacht.

Doch hat es nicht also seyn wollen, indem nach etlichen Jahren, die er in Trier verlebte, in einem

benachbarten Hause Feuer auskam, welches so schnell um sich griff, daß er mit genauer Noth sein Leben retten konnte, und alle Schriften, die er seit langer Zeit verfaßt, auch verbrannten und er von all seinem Hab und Gut nur mehr die Kleider auf dem Leibe sein nennen konnte.

Auch sein recht ansehnlich gewordener Nothpfennig, den er für Krankheit, sowie für das Alter gesammelt hatte, ging zu Grunde, und er war in viel ärmlichern Umständen als damals, als er mit dem Buche unterm Arme und dem Wanderstabe in der Rechten Augsburg verlassen hatte, denn auch Gutenbergs Bibel war verloren und dieser Verlust schmerzte ihn fast mehr als der seiner übrigen Habe, über welche er sich mit den Worten der heiligen Schrift tröstete: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobt!"

Wußte er doch, daß er in seinem ausgebildeten Geiste Schätze gesammelt, die weder Feuersbrunst verzehren, noch Motten fressen oder ein Dieb stehlen konnten.

Er erfuhr auch bald, wie gut und nützlich es ist, in Zeit der Noth Freunde zu haben, denn ganz Trier bestrebte sich, nützlich und gefällig sich ihm zu zeigen, und es war diese Zeit, wo er vieles verloren, eine wahre Freudenzeit für ihn, denn er hatte den ganzen Tag zu thun, um die vielerlei Beweise von Liebe und Güte, die ihm allseitig zuströmten, zu erwiedern.

So sah er sich in wenigen Tagen nach dem erlittenen Verluste nicht nur wieder in einer schönern

Wohnung als die vorige gewesen, sondern auch Bett, Weißzeug und Kleidungsstücke hatte er erhalten, und da er alle Gaben an Geld beharrlich ausschlug, so wollte nun keiner seiner Bekannten für irgend etwas Bezahlung annehmen, so daß er sich bald in der größten Verlegenheit befand, so viele Liebe und Güte gebührend zu erwiedern.

Doch aus dieser peinlichen Lage sollte er plötzlich und auf das Unerwartetste gerissen werden. Denn der Abt eines Klosters der Stadt, welches eine bedeutende Menge von Zöglingen in Sprachen und Wissenschaften unterrichtete, ließ ihn rufen. Johannes hatte ihm schon früher durch eine heilsame Salbe das fast gänzlich verloren gegangene Augenlicht wieder gegeben.

Eilfertig folgte dieser der Botschaft, denn er liebte den edlen Abt, der von ungemeiner Gelehrsamkeit war, um so mehr, als auch dieser ihn mit warmem Freundschaftsgefühl behandelte.

Er fand den Abt in seinem Gemache, und vor dem stattlichen Herrn, den nur der grüne Schirm, den er wegen seiner geschwollenen Augenlider beständig tragen mußte, etwas entstellte, lagen auf dem langen Tafeltische eine Rolle Pergament und ein Häuflein blanker Goldgulden, welche man damals aus dem Golde, welches man aus dem Sande des Rheines wusch, prägte.

Freundlichst grüßte den Eintretenden der Abt und sprach: „Mein Sohn! ich habe gehört, mit welchem Unfall Ihr in diesen Tagen vom Himmel heimgesucht worden seyd. Wir sind Euch vielen Dank

schuldig für die wiedergegebene Sehkraft und dachten darum Euch nützlich zu seyn. Wir wissen sehr wohl, wie gut Ihr in Sprachen und Wissenschaften bewandert seyd, und da in diesem Jahre die Zahl der Schüler, welche in unserer Abtei Unterricht begehren, größer geworden als früher, so zwar, daß es uns an der benöthigten Anzahl Lehrer gebricht, haben wir in Anbetracht Eurer vielen guten und löblichen Eigenschaften Euch zu einem Professor an unserer Schule ernannt, und dort liegt Euer Anstellungsbrief bereits geschrieben und neben ihm liegen fünfzig Goldgulden, als die Hälfte Eurer jährlichen Besoldung. Zu diesem sollen jährlich am Feste des heiligen Martins noch ein Stückfaß Wein kommen, sowie auch die Kost aus unserer Küche gereicht werden wird. Mit der Wohnung dürft Ihr es nach eigenem Gutdünken halten, in Maßen wir gerechtes Bedenken tragen, einem so schätzungswerthen Manne hierin Vorschriften zu machen!"

Gerührt nahm Johannes dieses so sehr mit seinen Wünschen und Neigungen zusammenstimmende Anerbieten an, und bezog schon am nächsten Tage eine Wohnung im Kloster, die er ihrer Stille und Abgeschiedenheit wegen seiner bisherigen vorzog.

Von nun an widmete er sich mit größtem Eifer seinem neuen Berufe als Lehrer, und sagte allen weltlichen Freuden und Lustbarkeiten, bei denen früher seine Harfe muntere Weisen gespielt hatte, für immer Lebewohl. In der Stadt bedauerte man dieß ungemein und vermißte ihn sehr, doch behielt ihn Jedermann

in liebem Andenken und besonders die Armen hoben sein Lob in täglichen Dankgebeten bis zu den Sternen empor. Denn dem einen hatte er als alten Gebrechlichen reiches Almosen gespendet, den andern neu gekleidet, und einem dritten und vierten, die wegen Krankheit ihr Brod nicht mehr verdienen konnten, wieder zur Gesundheit und zum Erwerbe geholfen; vieler andern Beispiele gar nicht zu gedenken.

So floß sein Leben ruhig und gemüthlich hin. Engelsfrieden erfüllte sein von keiner Leidenschaft getrübtes Herz, und wenn ein leiser Wunsch manchmal über seine Lippen kam, so war es der, zu wissen, wie es seinem Bruder Christoph, wie dem Pflegebruder Rudolph ergehen möchte. Dann dachte er auch wieder daran und mußte bei der Erinnerung lächeln, wie der Letztere geglaubt hatte, mit dem Klange seines Namens die Welt zu erfüllen und wie noch Niemand in all den verschiedenen Gesellschaftskreisen, in denen er seit Jahr und Tag gewesen, desselben auch nur mit einer Sylbe erwähnt hatte.

Um dieselbe Zeit bereitete sich aber in Trier ein großartiges Schauspiel vor.

Der deutsche Kaiser Friedrich, ein geborner Herzog von Oesterreich und Steiermark, sollte in der Herbstzeit des Jahres mit dem reichen und mächtigen Herzoge Karl von Burgund, genannt der Kühne, zusammenkommen und alle Vorbereitungen wurden in der Stadt schon gemacht, um die Fürsten auf das Feierlichste zu empfangen. Auch unserm Johannes wurde hiebei eine Rolle zugedacht, die er, nachdem

er sich lange Zeit geweigert hatte, selbe anzunehmen, mit Ueberwindung seiner Bescheidenheit annehmen und solchergestalt dem allgemeinen Wunsche entsprechen mußte.

Die guten Bewohner der Stadt Trier hatten Arbeit genug mit der Ausschmückung der Häuser, der Errichtung der Ehrenpforten u. dgl. mehr, zu welchem Allem Johannes wohl die meisten der sinnreichen Inschriften verfertigte; und obschon die Deutschen mit so mancherlei Thun beschäftigt waren, so standen sie doch recht oft in Gruppen zusammen und redeten über die beiden Potentaten, die nächstens hier zusammenkommen sollten und auch wir wollen vorläufig sie etwas betrachten.

In jenen Tagen gab es in ganz Europa keinen reichern und mächtigern Fürsten, als den von Frankreich und Deutschland, aber nur dem Scheine nach, abhängigen Herzog von Burgund, Karl den Kühnen. Außer dem Herzogthume und der Grafschaft Burgund besaß er die reichen Länder, Städte und Gebiete von Artois, Flandern, Mecheln, Limburg, Luxemburg, Namur, Hennegau, Zütphen, Geldern, Antwerpen, Holland, Seeland; ein Gebiet, welches in seiner gewerb- und handeltreibenden Bevölkerung seines Gleichen nicht fand. Hatte doch nicht umsonst der Orden vom goldenen Bließ (Fell), von Karls Vater, Philipp dem Freigebigen, 1430 gestiftet, an den reichen Ertrag der niederländischen Wollenwebereien bedeutsam erinnert.

Das Kleid dieses ländergebietenden Fürsten an

Festtagen kam an Werth hunderttausend Goldgulden gleich. Außer einem zahlreichen glänzenden Hofstaate hielt er ein kleines stehendes Heer mit dreihundert Geschützen, welches ihn jährlich über eine Million fünfmalhunderttausend Gulden zu stehen kam. Um dieses mächtigen Herzogs einzige Tochter Maria hatten schon viele Fürsten Europa's vergeblich geworben, und jeder hätte sich glücklich geschätzt, sie als Braut heimzuführen.

Es war am Tage des Erzengels Michael, im Jahre des Herrn 1473, als die Glocken von den Thürmen des alten Trier im feierlichen Geläute den Einzug der Fürsten verkündeten. Mit unerhörter Pracht, einen unermeßlichen Reichthum an Kostbarkeiten entfaltend, zog der stolze Burgunderherzog einher, umgeben von einem Gefolge, dessen von Gold und Edelsteinen schimmernder Anzug die Augen der Neugierigen auf sich zog und blendete.

Auch der Kaiser nahte bald, aber Alles lachte über dessen Gefolge, welches gegen die Pracht seines Vorgängers ärmlich genug abstach, obwohl das Auge dessen, der auf Männerkraft und Würde etwas hielt, mit Entzücken die schwer geharnischten deutschen Ritter bewunderte und ihre Behendheit in jeder männlichen Uebung anstaunte. Dem Kaiser voraus zogen ein Paar türkische Prinzen und die Heldengestalt eines Marschalls von Pappenheim, der des Kaisers Schwertträger war. Wenn auch das Gefolge des Kaisers recht schäbig war, wie die Trierer sagten, so sprach Jedermann mit Wohlgefallen von des Kai-

sers Sohne, dem jugendlichen Helden Maximilian, der mit seinem hellen und offenen Blicke und blonden Locken Aller Herzen durch Anmuth und leutseliges Betragen gewann.

Und als der Kaiser und der Herzog einander öffentlich begrüßt hatten und der Kaisersohn Maximilian dort zum ersten Male des Burgunderfürsten geistreiche und schöne Tochter Maria erschaut hatte, da trat in einfacher schwarzer Tracht, die Harfe in der Hand haltend, Johannes im Namen der Stadt Trier vor die Fürsten und begann mit einem kurzen Vorspiel.

Ungeduldig biß Herzog Karl auf seine Lippen und der schläfrige Kaiser *) rieb sich die Augen, doch nun begann der Harfner zu den süßesten Tönen seines Instrumentes einen majestätischen Gesang. Er sang von Triers alter Herrlichkeit, wie diese allmählig verschollen und vergessen und ihre alte Pracht in Trümmer gesunken; wie Gott einen der längst Verstorbenen auf einen Tag belebt, sich in der Vaterstadt erfreuen zu dürfen, und wie er den Zug des heutigen Tages sehend zu den Geistern der längst Verstorbenen zurückkehrt und ihnen das Gesehene schildert.

Dann besang er das Fürstenleben in Krieg und Frieden. Kriegerisches Feuer erglänzte in des kühnen

---

*) Kaiser Friedrich schlief bekanntlich sogar einmal auf einem Reichstage zu Regensburg ein, wo dringend berathschlagt werden mußte, des Reiches Gränzen gegen die Türken zu vertheidigen.

Karls Augen, und seine Rechte fuhr nach dem Schwerte, und selbst der alte Kaiser Friedrich nickte beifällig. Er verglich die Prinzessin Maria, die an des Vaters Seite stand, dem blühenden Rosenstrauche am Fuße des herrlichen Eichbaumes, der ihn mit Macht gegen jedes rauhe Lüftlein bewahrt; dann besang er einige Heldenthaten des jugendlichen Prinzen Max und brach sodann in kühn gereimten Versen in laute Segenswünsche über Oesterreich und Burgund aus.

Als er schloß, verhinderte nur die Anwesenheit der Herrscher einen lauten Jubel- und Beifallssturm der zahlreich Versammelten, doch Alles schwieg, als der Kaiser das Wort nahm und meinte: „Wenn Ihr, mein guter Poet der Stadt Trier, die wahrhaft keine bessere Wahl zu treffen im Stande war, uns etwas näher bekannt wäret, wollten wir Euch gnädigst zu einem gekrönten Dichter machen.“

Unmuth malte sich bei diesen Worten auf dem edlen Angesichte des Prinzen Max und spöttisch lachte bei der Rede des geizigen Kaisers der Herzog Karl. Dieser nahm eine goldene massive Kette vom Hals, ging auf den Sänger zu, der bescheiden auf ein Knie sich niederließ und hängte ihm die Kette mit den Worten um den Hals: „Das, was in Eurem Lied von uns gesungen, soll nicht unbelohnt bleiben. Behaltet diese Kette zum Andenken an unsere Person!“

Ergriffen dankte Johannes und trat sodann ab, nicht ohne zu bemerken, daß Prinz Maximilian ihm

mit bedeutsamem Blicke und einer Handbewegung ein freundliches Lebewohl zuwinkte.

Zwischen den beiden Fürsten wurde bei dieser Zusammenkunft mancherlei unterhandelt. Es galt nichts Geringeres, als die Erhebung und Krönung des Burgunder-Herzogs zu einem Könige. Krone und Scepter für den neuen König sowie der Thron waren schon in der Domkirche zu Trier in Bereitschaft gesetzt. Aber der Kaiser wollte durchaus nur unter der Bedingung dieses thun, daß Karl seine Tochter Maria dem Erbprinzen Max ehevor verlobte.

Aus mancherlei Gründen zögerte der Herzog, und unterdessen hatten seine listigen Feinde dem Kaiser Mißtrauen einzuflößen gesucht und dem beständig Mißtrauischen zu hinterbringen gewußt, Herzog Karl strebe nach seiner Kaiserkrone.

Darum brach eines Morgens Friedrich unter einem leeren Vorwande plötzlich auf, und mit der Krone für Karl sowie mit der Braut für Max wurde es diesmal nichts. In den folgenden Jahren standen die beiden Fürsten gar in Waffen gegen einander, vermittelten aber doch endlich einen Frieden, denn der stolze Burgunder Karl hatte schon lange einen Groll gegen die Schweizer gefaßt und brannte vor Begierde, sich an denselben zu rächen.

Aber bei Granson brachten zwanzigtausend Schweizer seinen fünfundfünfzigtausend Mann eine gräßliche Niederlage bei, wobei er sein sämmtliches Geschütz verlor und seine Feinde nach unserm Gelde eine Beute von dreißig Millionen machten. Unter

andern wurde damals ein Edelstein aus Karls Schwertgürtel, für den später der Papst zwanzigtausend Dukaten gab, um einen Gulden verkauft.

Doch bevor ein Jahr verging, war Karl mit sechzigtausend Mann wieder in der Schweiz. Doch bei Murten wurde er abermal des Sieges verlustig und wurden ihm fünfzehntausend Mann getödtet. *)

Noch einmal zog der tollkühne Herzog gegen das freie Land; da verlor er bei Nancy abermal die Schlacht und noch überdieß sein Leben.

Doch wir sind den Ereignissen weit vorangeeilt und haben erzählt, was damals, als der Herzog von Trier abzog, wohl Niemand ahnte, auch unser Johannes nicht, den die Einwohner mit Lobpreisungen überschütteten, und sich nicht wenig darauf einbildeten, einen Mann in ihrer Mitte zu haben, der mit mächtigen, wie mit Geisterhauch belebten Saitentönen die Herzen der Niedrigen wie jene der Hohen und Gewaltigen der Erde zu rühren im Stande sey.

All dies hätte unsern Freund wohl eitel machen können, doch er war weit über eine solche Erbärmlichkeit erhaben und blieb einfach und bescheiden wie

*) Mit deren Gebeinen wurde später ein ganzes Gebäude auf dem Schlachtfelde gefüllt, welches die Franzosen zu Ende des vorigen Jahrhunderts zerstörten. Es hatte die Aufschrift:

Dies Gebein ist der burgund'schen Schaar,
Im vierzehnhundert siebzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenossenschaft,
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Ritter Tag
Geschah die große Niederlag.

bisher und legte die goldene Kette, des mächtigen Herzogs freigebiges Geschenk, von der ein Sachverständiger urtheilte, sie habe einen Werth von achthundert Goldgulden, ganz ruhig, ohne sie je wieder auch nur eines flüchtigen Blickes zu würdigen, zu seinen übrigen Habseligkeiten.

Wohl dem Schiffer, der im Sonnenscheine des Sturmes gedenkt, und dem Glücklichen, dessen Herz das Glück nicht eitel macht.

Zehntes Kapitel.

Unverhofft kommt oft!

Wochen und Monate gingen dahin in den Zeitstrom, seitdem die alte Moselstadt Zeuge von nie gesehener Pracht und Herrlichkeit gewesen war, und die alte Einförmigkeit war im Alltagstreiben der Stadtbewohner, sowie im Wirkungskreise unseres Johannes zurückgekehrt.

Er glaubte seine Tage im Kloster beschließen zu müssen und schaute oft mit Vorliebe das Plätzchen im Kreuzgange, allwo man die Mönche begrub, als ahnte ihm, daß dort fern von dem Ort, wo seine Wiege stand, sein Grab einst seyn werde.

Doch der Mensch denkt, Gott lenkt!

Eines Tages saß Johannes eben in seinem Gemache und war begriffen, die Arbeiten seiner Schüler durchzusehen, als Jemand bescheidentlich an seine Thüre klopfte und auf das freundliche „Nur herein“

ein Mann über die Schwelle trat, über und über mit Staub bedeckt, und der nun ohne Verzug auf Johannes zuschritt, ihm derb die Hand schüttelte und alsdann begann:

„Grüß Euch Gott, Herr Laurenburger! habe Euch wohl früher gesehen; ob aber Ihr mich auch schon einmal erschaut, kann ich nicht behaupten und gehört auch nicht zur Sache. Doch hier ist der Brief!“

Und bei diesen letzten Worten zog er ein großes Schreiben aus seiner Brusttasche und übergab es unserm Freunde, der ganz erstaunt Brief und Boten, die ihm durchaus unbekannt waren, betrachtete. Der Bote aber zog seine Aufmerksamkeit besonders auf sich, denn ein solch stark markirtes, ausdrucksvolles Antlitz mit diesem unbegreiflichen Zuge von Schalkhaftigkeit und guter unverwüstlicher Laune mochte es wohl im ganzen deutschen Reiche nicht mehr geben.

Nachdem er den Ueberbringer also gemustert hatte, öffnete er das Schreiben, und bald malte sich das größte Erstaunen und eine ungemeine Ueberraschung in all seinen Zügen. Der Brief war von Niemand Geringerm als dem deutschen Kaisersohne, vom Erzherzoge Maximilian, und enthielt desselben inständigste Bitten, zu ihm zu kommen, um ihm Freund und Rathgeber zu seyn. Es war die feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß Johannes den Antrag nicht abweisen werde, und zugleich bemerkt, daß der Prinz schon bei seiner Anwesenheit in Trier ihn gerne gesprochen, wenn anders die überhäuften Geschäfte und die

plötzliche Abreise seines Vaters dieses nicht zur Unmöglichkeit gemacht haben würde. Johannes dachte einen Augenblick nach und sprach dann halblaut vor sich hin: „Wie, ich in das Getreibe des Hoflebens, und mein jetziges stilles und zufriedenes Daseyn damit vertauschen? Nein, nimmermehr, tausend Dank dem edlen Prinzen für das ehrende Zutrauen, doch ich kann demselben nicht entsprechen und will ihm alsbald die Gründe hiefür schreiben."

Der Bote aber, welcher den Brief gebracht hatte, faßte Johannes Hand, sah ihm treuherzig bittend in die Augen und sprach: „O thut das nicht, Ihr würdet Euch dadurch bei Gott die größte Verantwortung auf den Hals ziehen. Denn Euch ist nun Gelegenheit gegeben, der Fürsprecher von unzähligen Unglücklichen zu werden, durch ein zur rechten Zeit gesprochenes Wort manches Leid verhindern und Zähren zu ersparen und zu trocknen. Die damit verknüpften Widerwärtigkeiten müssen eben ertragen werden, trage ich ja auch den Narrentitel, ohne mich um denselben zu bekümmern, weiß ich doch, daß aus der Narrenjacke ein gescheidter Mann herausreden kann, während aus dem Kleide des geputzten Hofmannes sehr oft ein hirn- und herzloser Narr herausschwatzt. Denn wißt, ich bin nicht mehr und nicht minder als Maxens Freund, der fast nie von seiner Seite kommt: Kunz von der Rosen, sein Hofnarr, oder, wie er mich heißt: sein lustiger Rath." *)

---

*) Kunz von der Rosen rettete mehrmal seines Herrn Leben,

Einen Moment besann sich unser Freund über die Worte des lustigen Rathes, dann rief er aus: „Ich folge dem Rufe des Kaiserjünglings und sollte ich mein ganzes Erdenglück zum Opfer bringen. Ich will mit Euch ziehen, doch wann reist Ihr ab?“

Der Kunz von der Rosen aber meinte: Morgen sey auch noch ein Tag, und fragte, wie viel er Heu- und Weinwagen besorgen sollte, um des Professors Habschaften mitzuführen, lächelte aber so arglistig, daß Johannes selber lachend nur entgegnen konnte, dazu bedürfe es höchstens eines Saumrößleins, denn in ein paar Bündeln fänden all sein Hab und Gut Raum; worauf sich der Schalk fröhlich empfahl und versprach, unsern Freund morgen abzuholen und ihn überdieß dringendst ermahnte, sich auf alle Fälle gegen die Straßenräuber, welche das Reisen höchst unbehaglich machten, gehörig zu bewaffnen, und als Johannes sich darüber verwunderte, lachte Kunz und schnitt im nämlichen Moment wieder ein höchst ernsthaftes Gesicht, betheuernd, es habe seine volle Richtigkeit damit, die beiden den Reisenden so gefährlichen Bösewichter hießen mit Namen: H u n g e r und D u r s t!

Da sich in letzter Zeit mehrere junge Mönche im Kloster eingefunden hatten, welche Johannes schon

---

der ihn ungemein liebte, wie auch folgende Stelle aus einem neuern Gedichte sagt:

„Den Treuen liebt er vor Allen, wohl einem Gärtner gleich,
Der jeden Baum mit Liebe pflegt in dem Gartenreich,
Doch einen sich erkoren, in dessen Schattenhut
Nach schwüler Tagesmühe er am liebsten Abends ruht.“

soweit in den Wissenschaften vorwärts gebracht hatte, daß sie seine Stelle einigermaßen ausfüllen konnten, so trug der Abt kein Bedenken, seinen Freund ziehen zu lassen, um so mehr, als auch er von der Wichtigkeit der Bestimmung, welcher derselbe entgegen gehen sollte, durchdrungen war.

Es bewegte ihn jedoch der Abschied von dem Freunde — denn das war ihm Johannes geworden — ungemein; er hatte dessen Vorzüge und edle Eigenschaften hinlänglich kennen gelernt, um zu fühlen, was er an ihm verliere.

Bald hatte Johannes seine Habschaften gepackt und ging noch in die Stadt, um sich von einigen Freunden zu verabschieden, obgleich es eigentlich schwer hielte, zu sagen, wer denn nicht sein Freund war, da Jedermann, Alt und Jung, ihm mit gleicher Liebe zugethan war.

Schon nahte der Abend, als er wieder in seine Zelle zurückkehrte, nachdem er im Kloster noch einmal alle seine Lieblingsplätze beaugenscheinigt und sich nun in seinem Gemache recht ernstem Nachdenken überließ. In diesem unterbrach ihn plötzlich eine sanfte Musik, begleitet von kräftigen Männerstimmen, welche unter seinem Fenster ein Abschiedslied anstimmten. Tief ergriffen öffnete Johannes das Fenster und horchte und blickte auf den Hof hernieder.

Siehe, da hatten sich alle seine Freunde und seine Schüler bei Fackelschein im weiten Kreise geordnet und sangen ihren wehmüthigen Scheidegruß, und als sie geendet und den theuern Freund und Meister er-

blickten, brachen alle die vielen Versammelten in ein schallendes Lebehoch aus. Da litt es ihn nicht länger mehr im Gemache, er eilte hinunter in ihre Mitte, drückte einem nach dem andern die Hand, dankte Allen und sprach aus übervollem Herzen Worte der Liebe und Freundschaft zu ihnen, und schied (denn die Sommernacht war warm und schön, wie sie in den Gegenden am Rhein und der Mosel nicht selten sind) erst spät aus ihrer Mitte.

Am andern Morgen, kaum hatte sich Johannes vom Lager erhoben, klopfte schon Kunz an seiner Thüre, der ihn abzuholen kam; Diener begleiteten ihn, die das geringe Gepäck des „herzoglichen Hofmeisters", wie Maximilian seinen neuen Bekannten genannt wissen wollte, auf ihre Schultern luden und die Saumrosse damit befrachteten.

Mit den wehmüthigsten Gefühlen und dem Bewußtsehn, wieder eine Lebensperiode überstanden zu haben, verließ Johannes das Kloster und bestieg das für ihn von Kunz besorgte Pferd, der sich wahrscheinlich darauf gefreut hatte, zu sehen, wie unbeholfen sich der Mann vom Buche und der Feder zu Rosse benehmen werde; nun aber ein höchst niedergeschlagenes Gesicht machte, als er sah, wie stattlich der Sohn des Waffenschmieds zu Pferde saß. Johannes merkte dies gar wohl und konnte nicht umhin, seiner Fröhlichkeit darüber freien Lauf zu lassen.

Ihre Reise war höchst angenehm und schnell, obwohl man zu damaliger Zeit noch nicht die Beförderungsmittel der Gegenwart, Dampfwagen und

Eisenbahnen, kannte, die wohl in den nächsten Jahrhunderten einem noch mächtigern Bewegungshebel Raum machen dürften.

Des lustigen Kunz kurzweilige Einfälle und sein mehr als oberflächlicher Humor ergötzten unsern Johannes sehr, und auch Kunz hatte bald Zutrauen zu ihm gewonnen und erzählte ihm vieles von dem alten Kaiser Friedrich,*) der, ein rechter Zauderer und Schlafmütze, sich nicht weniger als eilf Wochen besonnen hatte, ob er die Kaiserkrone annehmen oder ausschlagen sollte. Aber bei all dem sey derselbe ein herzlich guter Mann, der sich gerne mit der Gärtnerei, Chemie und der Sterndeuterei beschäftige.

Endlich nach mancher Tagreise erreichten sie das österreichische Schloß, in welchem sich der fünfundzwanzigjährige Maximilian zur Zeit aufhielt. Mit offenen Armen empfing er die Ankömmlinge, und vorab Johannes, dem das bescheidene Herz doch ein wenig schlug, als er dem Kaiserjünglinge nahte und derselbe mit ihm sich auf das Herzlichste unterredete. Unter andern erzählte Max, daß er schon in Trier vielfache Nachforschungen über ihn, dessen Anblick und wundersames Saitenspiel und Gedicht ihn so eingenommen, angestellt habe, doch nun erst jetzt nach langer Zwischenzeit dazu gekommen sey, ihn rufen lassen zu können. Maximilian zeigte ihm seine Tagebücher, redete in sieben Sprachen zu ihm und zeigte einen solchen Schatz von Wissen in Artillerie,

*) Der 54 Jahre das deutsche Reich regierte.

Münz- und Bergwesen, Baukunst, Botanik, Jägerei und Fischerei, Waffenschmiedwesen u. a. m., so daß Johannes erstaunt ausrief:

„Gnädigster Herr! ich bin ein Schüler gegen Euch; erlaubt, daß ich weiter ziehe, denn ich wüßte nicht, wie und was ich Euch dienen könnte mit meinem wenigen Wissen!"

Aber Maximilian schüttelte gar ernst und trübe das Haupt und meinte, einen solch bescheidenen Mann hätte er längst gerne in seinen Diensten gehabt und sey es auch nur, nach gethaner Tagesarbeit vernünftig einige Stunden im Gespräch mit ihm verbringen zu können.

Doch fehlte es ihm darum eben nicht an Geschäften der mannigfaltigsten Art. Er besorgte auch den Briefwechsel des jungen Fürsten nach dessen Anordnung, und wenn derselbe abwesend war, was nicht selten geschah, galten seine Anordnungen unumschränkt bei der Dienerschaft. — Er lernte auch den Prinzen täglich mehr schätzen und lieben, denn derselbe verband mit Wissensstärke (denn über die meisten Geschäftszweige, die er verstand, schrieb er eigene Bücher, die nicht selten des Druckes würdiger wären als manch erbärmliches Produkt unserer Tage) eine ächt deutsche großartige Gemüthsstimmung und zu alldem eine tüchtige Gabe von Mutterwitz und froher Laune.

Von frühester Jugend an hatte er seinen Körper abzuhärten gesucht; schon als Knabe war Schleudern, Wettlaufen und Ringen seine Lust, und als Jüngling übte er sich auf Jagden, in Zweikämpfen zu Fuß

und Roß, wie in ernster Feldschlacht, von welchem allem in dem von ihm selbst entworfenen und mit meisterhaften Holzschnitten gezierten, oft gedruckten Buche „Theuerdank" mehr zu lesen ist.

Er bestand in seinem Leben so viele und mancherlei Gefahren, so daß ein geistreicher Schriftsteller damaliger Zeit, Sebastian Frank aus Donauwörth, zu der naiven Rede bewogen wurde: „daß wenn man alle die Schicksale und Todesnöthen, die Maximilian zu bestehen gehabt, recht bedenkt, man lieber ein Sauhirt seyn, als an seiner Stelle Gleiches ausstehen möchte!"

Dabei war dieser Mann so sanften und verträglichen Gemüthes, daß er, der sein eigenes Leben so gering anschlug, nicht ein einzigesmal gerne Blut vergießen ließ. Daß bei solchem Herrn unsers Johannes Einfluß und Walten nur ein höchst segenreiches war, läßt sich denken.

Nach dem Tode des Herzogs Karl von Burgund wurde Johannes mit dem Herzoge Ludwig von Bayern an Maria von Burgund, die wir von Trier her noch kennen, gesandt, um die Werbung um ihre Hand von Seiten Maximilians zu überbringen. Die schöne und liebenswürdige Maria erinnerte sich seiner noch sehr wohl und entließ ihn mit reichen Geschenken, nachdem die Verlobung mit Maxens Stellvertreter, dem Bayerfürsten, vor sich gegangen war.

Voll Freude war Maximilian, als ihm Johannes diese Nachricht, die seiner Jugend schönste Träume verwirklichte, überbrachte und machte alle Anstalten zum schleunigsten Aufbruche nach Burgund.

Als Johannes das Gemach des Prinzen verließ, harrte im Vorzimmer ein Bote, von Kaiser Friedrich gesandt, doch wie erstaunte er nicht, als er in demselben auf den ersten Blick seinen Jugendgefährten, den er viele Jahre Bruder genannt, Rudolph von Ellerbach, erkannte. Mochten auch Jahre und Strapazen die einst so blühenden Wangen desselben gebräunt haben, das Kinn von dichtem Bartwuchse bedeckt seyn, er erkannte ihn dennoch.

„Rudolph, liebster Rudolph! kennst du mich nicht mehr!!?" rief fragend Johannes. Der Kriegsmann, denn daß der Angeredete dieß war, bezeigte sein ganzer Anzug vom Helme bis zu den Sporen, trat verwundert einige Schritte zurück, warf forschende Blicke auf die feine schwarze Kleidung und die goldene Ehrenkette dessen, der ihn anredete, und entgegnete endlich bestürzt:

„Habe nicht die Ehre, Euch zu kennen!"

Fast schmerzte diese Antwort unsern Johannes, doch bedachte er sich bald, daß Rudolph unmöglich denken konnte, der Waffenschmiedsjunge von Augsburg trete ihm in solcher Gestalt entgegen und er wiederholte daher:

„Ei Rudolph, hast du deinen Pflegebruder und Jugendfreund, hast du mich, den Johannes Laurenburger, gänzlich vergessen?"

Der Kriegsmann schrack freudig zusammen und stammelte fassungslos: „Was Ihr... du... wäre jener Johannes? Ja, ja, Ihr seyd es. Dies sind Eure blonden Locken, die treuherzigen Augen. Doch wie

kommt Ihr an den Hof des Kaisersohnes, wie aus dem Zimmer des Prinzen und in diese Tracht?"

„Die Beantwortung aller deiner Fragen ein andersmal," entgegnete Johannes. „Deine Botschaft, lieber Rudolph, scheint größte Eile zu erfordern und Maximilian harrt ihrer schon längst, d'rum komme nur für jetzt mit mir!"

Und er führte den Jugendgefährten vor Maximilian, und erzählte demselben, als die gebrachten Briefe gelesen waren, die Jugendgeschichte des Ueberbringers. Der Prinz erfreute sich darüber sehr und versprach Rudolph, so er ihm irgend einen Dienst leisten könne, würde er es mit Freuden und Vergnügen thun, worauf er Beide höchst gnädig entließ.

Als Beide beisammen in Johannes Gemache saßen und eine Flasche Weines den Kriegsmann erquickt hatte, erzählten sie einander ihre Schicksale; jene des Rudolph waren sehr einfach, denn er hatte, nachdem er auf hohem Roß von Augsburg geritten, seines Vaters Freund, den Markgrafen von Burgau, aufgesucht, und durch diesen, nachdem er einige Reiterzüge mitgemacht, eine Hauptmannsstelle unter den kaiserlichen Völkern erhalten. Dabei war es aber auch geblieben; so sehr er es sich auch angelegen seyn ließ, sich bei jeder Gelegenheit hervorzuthun, so waren doch bisher ihm dafür nichts geworden und geblieben als die empfangenen Wunden.

Theilnehmend hörte ihm Johannes zu und schenkte ihm oftmals den Becher voll Wein, den der durstige Krieger um so fleißiger leerte, als bei der kärglichen

Belohnung seiner Dienste solch Labsal gar selten seine Zunge benetzte, und fragte endlich, ob er denn gar nichts von ihrem Bruder Christoph wisse?

„Ja, etwas schon, denn voriges Jahr war ich in Augsburg, doch ließ ich mich nicht viel sehen," entgegnete Rudolph. „Denn ich schämte mich, meinen Freunden wissen zu lassen, daß ich es nicht höher, als bis zum kaiserlichen Hauptmann gebracht habe. Da suchte ich denn bei Nacht und Nebel unser Vaterhaus auf und traf den Christoph in recht guten Umständen.

„Er hatte schon einen ziemlich herangewachsenen Sohn, und zwei jüngere Kinder umsprangen mich und staunten meinen Harnisch und mein Schlachtschwert an, daß ich mich nicht enthalten konnte, die kleinen Krausköpfe recht abzuküssen, obwohl sie jämmerlich über das Stechen meines Bartes klagten.

„Christoph und seine Hausfrau bedauerten sehr, daß du nicht mehr aus der Fremde gekehrt und nun wohl Gott weiß wo auf einsamem Kirchhofe moderst. Die guten Leute meinten, wenn du nur in Augsburg begraben lägest, so hätten sie doch den Trost, dein Grab manchmal zu besuchen und deinem Gedächtnisse ein andächtiges Vaterunser und eine fromme Thräne zu schenken."

Als der Jugendfreund geendet hatte, war ungewöhnliche Bewegung über den guten Johannes gekommen. Mit einem einzigen Geistesblick überschaute er sein ganzes vergangenes Leben, und er konnte nicht umhin, die schmerzliche Bemerkung zu machen

daß sein Aufenthalt und Leben bei Maximilian zwar die ehrenvollste und nützlichste Laufbahn sey, welche es nur geben könnte, daß er jedoch das Glück seines Innern nicht bei Hofe gefunden, ja weit von jener innern Seelenruhe abgekommen sey, die ihn damals erfüllt, als er beim Waldbruder Schüler gewesen, als fahrender Sänger und Arzt die Rheinlande durchzogen, Gutenbergs Freundschaft genossen und im stillen Kloster die wißbegierige Jugend unterrichtet.

Ein ungemeiner Mißmuth überkam den edlen Mann, eine Sehnsucht nach dem Stillleben früherer Tage, daß er aufstand und heftig in der Stube auf- und abschritt. „Was ist dir, lieber Bruder?" fragte Rudolph erstaunt. „Ist meine Erzählung etwa die Ursache der Aufregung, die dich so plötzlich durchzuckt? Ist's so, so wollte ich doch, mir wäre der Mund zugewachsen, bevor er dich aus deinem ruhigen und schönen Gemüthszustande so wunderlich aufschreckte!"

„Allerdings war deine Rede Ursache meiner Traurigkeit, geliebter Rudolph!" sprach Johannes. „Du hast aus meinem Munde vor kurzem meine Lebensschicksale vernommen, aber siehe, seit ich in diesen Strudel von Hofleben gekommen, habe ich fast das Beste meines Selbst, meine Seelenruhe, eingebüßt. Wenn man das Speichellecken und die Schmeicheleien der Hofleute mit ansieht und hört, wird man selbst unmerkbar ihres Gleichen. Wie ein Blitzstrahl hat diese Ueberzeugung soeben mein Inneres erleuchtet und wie denn nichts ohne Zulassung Gottes geschieht, so zweifle ich auch nicht, daß er dich zur rechten Zeit

gesandt hat, um mich vor einer Zukunft zu warnen, in der ich mich selbst verlieren möchte. Ich gelte Alles bei Maximilian, bisher aber war er nichts mehr und nichts weniger als die edelste Persönlichkeit, sonst durchaus ohne politischen Einfluß und Bedeutung. Mit der Vermählung mit Maria von Burgund treten ganz andere Verhältnisse ein, auch ich würde an verhältnißmäßiger Bedeutsamkeit gewinnen; doch wenn ich daran denke, überfällt mich ein unwillkürliches Grauen!"

„Magst Recht haben!" brummte Rudolph. „Auch ich wäre es müde in Diensten zu stehen, und wenn der Oberst befiehlt „Schlagt todt" einzuhauen und das Blut so schonungslos, als wäre es Wasser, zu vergießen. Doch deine Umstände sind himmelweit von den meinigen verschieden. Deine Gelehrsamkeit in der Arzneikunde, denn den fahrenden Sänger wirst du wohl nicht mehr abgeben wollen, sichern dir in jedem Orte — fehlt es doch der Menschheit nirgends an Krankheiten — ein hinlängliches und sorgenfreies Auskommen. Aber ich — nichts nenne ich mein, als das Ritterschwert von deinem Vater, mein gutes Schlachtroß und die Rüstung auf dem Leibe.

„In kaiserlichen Diensten bin ich weit und breit in den deutschen Ländern herumgekommen. Droben, wo der Innfluß aus den Bergen Tyrols brausend in die Ebene hervorbricht, da steht auf einem Berge ein liebliches Schlößchen; in diesem wohnt ein alter Ritter, genannt Heerdegen von Iselberg, welcher ein einziges Töchterlein hat, so fromm und gut, wie es

keins mehr geben mag auf Erden; diese möchte ich mir zum Weibe nehmen und ich könnte mein Vorhaben wohl verfolgen, denn Vater und Tochter können mich gut leiden, aber ohne einen Pfennig Vermögen kann ich die Schmach nicht auf mich laden, um eine Braut geworben zu haben, und von dieser vielleicht um der Armuth willen abgewiesen zu werden. So sind wir Beide in der Klemme, denn, glaube mir, dich wird Herr Max nie ziehen lassen und mir wird Niemand zu einem fröhlichen Heimwesen helfen, wie ich's mir in Träumen auf Schloß Iselberg so schön ausmalte."

„Wir wollen sehen!" rief Johannes, wie aus tiefem Nachdenken erwachend. „Verschaffe dir deinen ehrenvollen Abschied vom Dienste, und harre meiner binnen acht Tagen im Wirthshause zur Krone in Passau. Für heute scheiden wir, das Uebrige wird Gott lenken!"

Eilftes Kapitel.

Das Schloß am Innstrom.

Am bestimmten Tage und Orte trafen sich Beide, denn Johannes hatte dem Hofleben für immer Abschied ertheilt. Dem ehrlichen Kunz von der Rosen hatte er die Motive seines Scheidens und einen Brief an Maximilian gegeben und war dann bei frühester Morgendämmerung fortgezogen.

In Passau machte Johannes die Edelsteine, die er als Besetzung goldener und silberner Gegenstände bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich von der

Prinzessin von Burgund zum Geschenke erhalten, zu Geld, und händigte diese nicht unbedeutende Summe Rudolph mit dem Bemerken ein, frei über dieselbe zu verfügen; mit einem Buche sey er aus dem Vaterhause gezogen, mit mehr als einem, denn er hatte mehrere Erzeugnisse der sich täglich mehr verbreitenden Buchdruckerkunst im Mantelsacke, kehre er wieder zurück.

Erst nach langem Zureden verstand sich Rudolph zur Annahme, und groß war ihre Freude, als sie Beide auf dem tyrolischen Schlosse auf das Freundlichste empfangen wurden.

Der alte Ritter und seine Tochter zeigten unverhehltes Entzücken, den fröhlichen Hauptmann von Ellerbach zu sehen, und als sie vernahmen, daß er nicht mehr in kaiserlichen Diensten, sondern frei über seine Zeit verfügen könne, da war des Jubels kein Ende und es hätte wenig gefehlt, so hätte der alte Ritter, wie es nach der heil. Schrift bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes geschah, Befehl ertheilt, ein gemästetes Kalb zu schlachten.

Tagtäglich mußte Rudolph mit dem Alten auf die Jagd, während Johannes seine Harfe hervorholte und dem Burgfräulein, welche auch einiges zu spielen verstand, die künstlichsten Weisen zeigte.

Der alte Ritter war aber bald genöthigt, seinem Jagdvergnügen Lebewohl zu sagen, denn die Gicht peinigte ihn furchtbar, und er wimmerte ganz kläglich um Hilfe. Da mußte denn unser Freund seine ärztlichen Kenntnisse an den Tag legen, und wenn es ihm auch nicht gelang, die böse Krankheit gänz-

lich zu vertreiben, so verschaffte er doch dem guten Alten soviel Linderung als möglich, so daß dieser am Ende ganz munter bemerkte, dieß wenige Leiden, das noch geblieben, wollte er gerne ertragen, wenn er nur nicht genöthigt wäre, so grenzenlose Langweile zu erdulden, besonders wenn die beiden Gäste wieder abgezogen seyn würden.

Das Burgfräulein, Hedwig hieß sie, hatte lange in Johannes gedrungen, seine Lebensgeschichte zu erzählen, endlich that er es, und alle wurden tief gerührt. Als er sich aber am andern Tage wieder mit dem alten Ritter allein befand, sprach dieser:

„Höre, mein Freund! Mein Stammbaum ist uralt und hat in seinen Zweigen viel edle und tapfere Ritter unter sich gezählt, doch ihr Andenken ist erloschen und Niemand weiß von ihren Thaten. Nur von einem aus einer Seitenlinie meines Hauses spricht man noch immer, und ich denke, nach viel hundert Jahren wird sein Name und sein Ruhm noch bestehen und erklingen.

„Da meinte ich denn, es sey etwas ungemein Edles und Schönes um die Dichtkunst, um welcher dieser mein Verwandter, der Oswald von Wolkenstein hieß, auch noch im Grabe unvergessen ist. Und ich dachte schon oft daran, meine Tochter Hedwig nur einem Manne zur Gemahlin zu geben, der in der Dichtkunst und dem Gesange erfahren ist. Aber unter all den vielen Freiern, welche um das liebe Mädchen warben, fand sich auch nicht Einer, der so etwas konnte, und von solchen Dingen Wissen-

schaft hatte. Werdet mein Eidam; Prinz Maximilian wird Euch ohne Zweifel bald einen Adelsbrief ausgewirkt haben, und wenn Euer Adel dann auch nur ein neugebackener ist, so wird er im Laufe der Zeit wohl auch alt, und während Andere die Würmer fressen, lebt Euer Stamm, und sey es auch nur in Sang und Sage, noch immer fort!"

Lächelnd schüttelte Johannes den Kopf und sprach: „Danke gar schön, doch leider kann ich Eurem geehrtesten Antrage, so ehrenvoll er auch für mich ist, um so weniger entsprechen, als ich in jüngern Jahren ein Gelübde ablegte, nie zu heirathen. Ihr traut meinen Sangesgaben zu, daß sie meinen Namen unsterblich machen werden, wohlan, ich will, wenn es nur an diesem meinem Sange fehlt, mein Möglichstes thun, den Namen des künftigen Gemahls Eurer Tochter auf die Nachwelt zu bringen, und verspreche Euch, Euer Schloß und das Brautpaar in so schönen Reimen zu besingen, als dieß immer nur möglich, wenn — ihr Eure Hedwig meinem Freunde dem ehemaligen Hauptmanne des Kaisers, dem Ritter Rudolph von Ellerbach zum Weibe gebt!"

Ueberrascht und verlegen zupfte der alte Ritter an seinem grauen Barte und sagte endlich: „Nun so mag's denn seyn. Ich hoffe, es werden ein paar wackre Eheleute werden, denn meine Tochter habe ich in Gottesfurcht und Tugend erzogen, und Ihr sagt, dieß sey bei Eures Freundes Erziehung auch der Fall gewesen. Jetzt holt mir aber die beiden jungen Leutchen her und sagt dem Andreas, meinem

Leibdiener, er sollte auf heut Abend ein Fäßchen Wein in die Gesindestube schaffen, meine Dienerschaft möge dann auf das Wohl des Brautpaars sich erfreuen, vor allem aber möge er einen Humpen vom ältesten hieher auf den Steintisch im Erker bringen.

Der hocherfreute Johannes eilte, so schnell er konnte, dem Freunde das unverhoffte Glück zu melden. Er traf ihn bei Fräulein Hedwig in der Gartenlaube an, und dem Fräulein standen Thränen in den Augen, denn so eben hatte sie dem Freunde die letzte Hoffnung, je ihre Hand zu erhalten, genommen, indem sie ihm von der fixen Idee ihres Vaters, sie nur einem sangeskundigen Freier zur Gemahlin zu geben, erzählt hatte.

„Was trägt die Gans auf ihren Füßen?
Den Bräutigam, die Braut zu grüßen!"

sang schelmischer Weise Johannes und theilte ihnen dann mit, was er so eben mit Herrn Heerdegen von Iselberg gesprochen. Da faßte das schöne Fräulein seine Hand und dankte ihm freudig, und der ungestüme Rudolph sprang auf und fiel dem Pflegebruder um den Hals und konnte gar nicht satt werden, sein Entzücken über die Ueberraschung an den Tag zu legen, besonders da die unvermuthete Botschaft in einem Augenblick gekommen war, wo er bereits alle und jede Hoffnung auf die Erfüllung seines innigsten Wunsches aufgegeben hatte.

Bald wurden alle Anstalten zur Hochzeitfeier gemacht, aber unser Freund konnte denselben nur wenig Aufmerksamkeit schenken, denn er mußte ja,

durch den alten Ritter gedrängt, das versprochene große Gedicht fertigen, und wirklich schien es Herr Heerdegen darauf anzulegen, daß es recht unendlich groß werde, denn er schleppte jeden Augenblick ein anderes verschimmeltes Pergament herbei, worin seines Stammes erwähnt wurde, und verlangte, die höchst wichtigen Nachrichten, die es enthalte, sollten in dem großen Gedichte auch aufgenommen werden.

Durch launigen Zufall wurde das Gedicht, welches mit einem recht innig wohlgemeinten Glück- und Segenswunsche für das Brautpaar schloß, zu gleicher Zeit mit den Vorbereitungen zur Vermählungsfeier fertig, so daß der alte Ritter am Hochzeitfeste wirklich das Vergnügen hatte, sich selber sammt Stammbaum, Tochter und Eidam in den schönsten Versen besingen zu hören.

Als aber nach dem Hochzeitfeste kaum einige Tage verflossen, da packte der Dichter seine Habschaften zusammen und nahm trotz aller Bitten, das Schloß als seine Heimath anzusehen und zu bleiben, Abschied, doch versprach er noch öfters in seinem Leben zu kommen und seine lieben Freunde zu besuchen.

Und so ritt er denn an einem stürmischen Aprilmorgen, der kaum unfreundlicher seyn konnte, ohne sich bewegen zu lassen, die Abreise auf bessere Witterung zu verschieben, aus dem Schlosse.

Zwölftes Kapitel.

Schluß.

Um dieselbe Zeit herrschte in Augsburg mit gewaltigem Uebermuthe und unerhörter Tyrannei

der Bürgermeister **Ulrich Schwarz**. Die schöne Stadt wurde täglich mehr der Schauplatz von Gewaltthätigkeiten und Lastern, hervorgerufen durch seine Herrschsucht und die Begierde, recht viel Geld zusammenzuscharren.

Er bediente sich seines großen, aus der Hefe des Volkes bestehenden Anhanges, um die edlere Bürgerschaft unter das schmählichste Joch zu beugen; er nahm Räuber und die verworfensten Menschen in seinen Sold, verkaufte die Gerechtigkeit und die Stadtdienste, bestahl das Vermögen des Staats und der milden Stiftungen und übte noch viele andere Schandthaten jeglicher Art aus.

Man sah und hörte nur von Ungerechtigkeiten, Verfolgungen, Unterdrückungen, Erpressungen und Hinrichtungen. Die Häupter von mehr als einem Dutzend achtbaren Bürgern fielen als Opfer des Hasses und der Habsucht des grausamen und übermüthigen Bürgermeisters.

Während dies in der Stadt vorging, wollen wir den Schauplatz, auf welchem wir unsere Erzählung begonnen, die Waffenschmiede wieder aufsuchen. Doch auch in ihr sind viele Veränderungen vorgegangen. Nicht mehr herrscht in den Räumen der Werkstätte das lebensvolle Treiben eines Dutzends arbeitsamer Männer, nein, kaum daß ein schwacher Hammerschlag oder der schrille Ton der Feile die fast unheimliche Stille unterbricht.

Letztere Töne bringt ein etwa sechzehnjähriger Bursche hervor, der sich beschäftigt, einige Dutzend

alter Schwerter zu reinigen, endlich jedoch der Arbeit müde wird, die schartige Waffe, mit welcher er eben zu thun hatte, trotzig auf die Bank wirft und schmerzlich ausruft: „Nur ein paar Hundert tüchtige Männer her, und ich wollte die Unschuld bald befreien und den Bösewicht dorthin setzen, wo weder Mond noch Sonne scheint, doch es rührt sich keine Männerfaust und wir armen Leute müssen fast verzweifeln.

„O guter Gott! wie lange willst du dieses Elend noch mit ansehen. Habe Erbarmen mit unserer Noth!“ Als er dieses gesprochen, ging er auf sein Wohnzimmer, wohin wir ihm auch folgen wollen.

Da saß an dem runden Tische Christophs Gattin Leonore. Doch nicht mehr war sie die blühende Hausfrau, als welche wir sie früher kennen lernten. Weniger die Zahl der seitdem verflossenen Jahre, als ein schnell herbeigekommenes Unglück, schien seine Kummerspuren auf dieses bleiche sorgenvolle Antlitz gegraben zu haben.

Sie nähte emsig an einem feinen Tuche, während sie zu gleicher Zeit zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, überwachte, die zu ihren Füßen spielten. Plötzlich schien dem anmuthigen Knaben irgend ein bedeutsamer Einfall gekommen zu seyn, denn er warf die Peitsche, mit welcher seine Einbildungskraft seine Schwester zum Pferde dressirt hatte, hinweg, eilte auf die Mutter zu, hängte sich an ihre Knie und rief: „Mütterlein, liebes Mütterlein! ich mag nicht mehr spielen. Schaffe doch den lieben Vater herbei, ach! ich habe ihn so lange, lange

nicht mehr gesehen, und er versprach mir doch, ein großes, großes Schwert zu machen!"

Auch das Mädchen eilte herbei und hob die Hände auf, und bat die Mutter, die Bitte ihres Bruders zu erfüllen. Da brach dem guten Weibe das Herz, das in langer Leidenszeit den Kummerkelch bis zur Hefe geleert glaubte, und sie brach in lautes Schluchzen aus und umschlang die beiden Kinder in krampfhafter Mutterangst, als glaubte sie, auch diese theuern Pfänder der Liebe ihres Gatten könnten ihr entrissen werden.

Die Kleinen aber, denen die fromme Mutter frühe schon gelernt hatte, sich in jeglichem Erdenleide zu demjenigen zu wenden, der die Geschicke der Menschen in Händen hält, falteten andächtig die Hände und beteten, da es ihnen wohl an Worten gebrechen mochte, ihrer Empfindung Laut zu geben, das Gebet des Herrn, das ewig schöne „Vater unser."

In diesem Augenblicke trat der Jüngling, den wir schon in der Werkstätte arbeiten sahen, in die Stube, und schrack sichtbar zusammen, als er den Jammer der Mutter sah, und sprach: „Trocknet Eure Thränen, liebste Mutter! Gott hat uns eine harte Prüfung auferlegt, doch einmal muß sie doch ein Ende nehmen und nach trüber Zeit einmal wieder Sonnenschein schicken. Ich kann nicht glauben, daß des Bürgermeisters Unwesen noch lange besteht, und es ist schon ein Zeichen für diese meine Meinung, daß dieser Tage so viele rostigen Klingen zum Schleifen und Poliren zu uns gebracht wurden: wer

weiß, was unsere Nachbaren und Mitbürger im Sinne haben."

Noch sprach der Jüngling, da hörte man vor dem Hause das Stampfen eines Pferdes und der junge Veit schaute neugierig durch das Fenster, wer wohl draußen sey, er sah jedoch nur, daß ein Pferd an dem Eichenstamm, der mit eisernen Ringen versehen, zu diesem Zwecke neben dem Thore der Schmiede eingerammt war, angebunden worden, dessen Besitzer er jedoch nirgends erblicken konnte.

Doch schon hörte man Tritte auf der Treppe, ein unbekannter Mann trat ein, schaute mit forschenden Blicken auf die Mutter, die bemüht war, ihre Thränen zu trocknen, und auf die Dreizahl der Kinder und fragte dann, ohne den jungen Veit, der mit der Frage: „Was begehrt Ihr, Herr?" auf ihn zugegangen, einer Antwort zu würdigen:

„Was sollen diese Thränen, Leonore! Ist mein Bruder Christoph nicht mehr unter der Reihe der Lebenden?" Als das Weib diese Worte hörte, da schaute sie den Sprechenden schärfer an, des Fremden Angedenken mußte tiefer in ihrem Herzen bewahrt seyn, als in dem des kaiserlichen Hauptmanns: denn mit einem Schrei des Entzückens sprang sie auf den Eingetretenen zu, unter dem Ausrufe: „Johannes, guter Johannes! sehe ich Euch, den längst Todtgeglaubten noch einmal. O nun ist alle Noth zu Ende!"

Und als der Jüngling diese Worte hörte, da eilte auch er hinzu und ergriff des Tiefgerührten Hand:

„Gott zum Gruß, viellieber Oheim! sehet, ich bin Eures Bruders Sohn, heiße Veit, wie der Großvater, und werde auch Waffenschmied. O wäre doch der Vater hier, daß er unsere Freude theilte."

Inzwischen hatte die Mutter ihre beiden jüngern Kinder auf den Arm genommen, und zeigte sie dem Oheim, der aber, als die erste Freude des Wiedersehens vorbei war, aufs Neue nach seinem Bruder fragte.

Da fühlte die gute Hausfrau die Wunde in ihrem Herzen und nur Thränen waren ihre Antwort, doch nahm der junge Veit nun das Wort, und erzählte, nachdem der Oheim Platz genommen, folgendes: „Vor mehr als zwei Jahren wurde unser Vater zum Zunftmeister der Schmiede und Waffenschmiede gewählt, und treulich vollzog er jedes Geschäft, das dieses Amt mit sich brachte. Nun haben wir einen Bürgermeister, dessen Gräuel und übles Thun zu schildern, Tage nicht hinreichen würden. Schon mehreremal hatte sich der Vater, wie es seine Pflicht gebot, den Gewaltthätigkeiten des Bürgermeisters widersetzt, doch ohne weitern Erfolg, denn dessen Anhang war zu groß, als daß er nicht die gemeinste Rachelust des Ergrimmten auf sich zog.

„Man warnte den Vater oft, aber in festem Mannesmuthe sprach er: Und wenn ganz Augsburg Unrecht dulden will, und kein Mann sich dagegen erhebt, so thue ich's doch nicht, und will meine Seele unbefleckt dem Gotte zurückgeben, der mich ins Leben rief. Da hatte des Bürgermeisters Bosheit vor ungefähr einem Jahre den höchsten Grad erreicht, denn

er ließ die beiden Herren Vittel, von denen der eine dreimal das Bürgermeisteramt versehen und auch der Andere allgemein geachtet war, unschuldig zum Tode verurtheilen und hinrichten. Wenige Minuten nachdem sie auf dem Fischmarkte so schändlich ermordet wurden, kam ein kaiserliches Schreiben an den Rath und die Zünfte an, worin sie bei Androhung kaiserlicher Einschreitung ermahnt wurden, jedes Verfahren gegen die beiden Vittel einzustellen und die Sache dem Spruche des Kaisers zu überlassen.

„Die besten hiesigen Bürger murrten, unser Vater aber berieth sich mit andern Zunftvorstehern und forderte sie als rechtschaffene Männer auf, ihre Handwerksvereine zusammen zu rufen und mit bewaffneter Hand dem Gräuel ein Ende zu machen. Aber die Männer schüttelten muthlos die Köpfe und sagten: Wenn Schwarz die Sturmglocke auf dem Rathhause läuten läßt, so strömen ihm aus den ihm zum Theil noch blind ergebenen Zünften eine solche Menge Vertheidiger zu, daß es zu einem furchtbaren Kampfe zwischen der Bürgerschaft kommen könnte. Wir wollen abwarten, doch Meister Laurenburger, Eure Worte sind in unserer Brust verwahrt, wie in einem Steinsarge, unter uns verräth Euch keiner!

„Und dennoch wurde der Vater verrathen, denn schon am Nachmittage desselben Tages drangen die Stadtknechte in unsere Wohnung, fesselten den Vater unter Hohn und Spott mit Ketten und führten ihn fort. Seit der Zeit erwarten wir täglich, das Armensünderglöcklein werde ihm zum Tode läuten. Die

Mutter warf sich dem Bürgermeister zu Füßen und flehte um die Freiheit ihres Mannes, doch er stieß sie mit dem Fuße von sich und schrie: „Fort mit euch, ihr Lumpenpack! Euren Mann seht Ihr auf dieser Welt nimmer! — Als die Mutter an der Stiege des Rathhauses ohnmächtig zusammensank, richtete sie der Stadthauptmann, der biedere Ott, auf, und gab ihr den Trost, der jetzt unsere einzige Stärke ist, in den Worten: Laurenburgerin! so lange ich noch am Leben bin, soll Euch auch das Eures Mannes gesichert seyn!

„Indessen gehen wir der bittersten Armuth entgegen, denn Niemand will hier mehr arbeiten lassen, um des Bürgermeisters Rache nicht auf sich zu lenken und so mußten wir einen Gesellen um den andern entlassen, und wie verödet jetzt die Werkstätte ist, habt Ihr gesehen!"

Mit tiefem Mitleide hatte Johannes dieß Alles gehört und pries den Vater im Himmel, der ihn zur rechten Zeit gesandt hatte. Er zog ein Geldsäcklein hervor und sprach: „Hier, so lange ich bei Euch bin, wollen wir aus diesem Beutel zehren, und ich will sorgen, daß er wieder gefüllt wird, wenn er geleert ist."

Da fiel der guten Schmiedin ein Stein vom Herzen, denn gar zu gerne hätte sie dem viellieben Gaste einen guten Imbiß vorgesetzt, wenn nicht ihre Dürftigkeit es ihr fast unmöglich gemacht, das dazu Erforderliche einzukaufen. Schon hatte sie gedacht, einiges Zinngeräthe zu veräußern, an dem ihr Herz

gleichwohl sehr hing, denn es war ja Arbeit ihres nun in Gott ruhenden kunsterfahrenen Vaters.

Während sich nun Leonore sogleich in der Küche Beschäftigung machte und sich beeilte, eine stattliche Mahlzeit auf den Tisch zu bringen, um dann auch zu hören, wo der Schwager während seiner jahrelangen Abwesenheit gewesen seyn mochte, unterhielt sich derselbe vortrefflich mit seinem Neffen und dessen Geschwistern, welche ganz vertraulich geworden waren und fröhlich um ihn herumsprangen, denn er hatte ihnen ja versprochen, zu bewirken, daß ihr Vater bald wieder bei ihnen seyn könne.

Der Neffe aber erzählte, daß schon seit ungefähr 8 Jahren, jedes Jahr ein Diener der reichen Fugger sich im Schmiedhause erkundige, ob man denn nicht wisse und noch keine Nachricht habe, allwo sich Johannes Laurenburger aufhalte.

Dieß befremdete unsern Freund sehr und er dachte, vielleicht ein Lebenszeichen von Gutenberg oder einem der andern lieben Bekannten, die er sich auf seinen Reisen erworben, zu erhalten und behielt sich vor, in möglichster Bälde Erkundigung hierüber einzuziehen.

Vor allem aber lag ihm daran, Schritte zu thun, um seines Bruders Freiheit zu bewirken, und kaum hatte er daher einige Speise zu sich genommen und das dringendste Bedürfniß des Magens befriediget, so eilte er zu dem Stadtvogte Georg Ott, zu dessen Wohnung er nur wenige Dutzend Schritte hatte, und traf den wahrhaft edlen Mann auch glück-

lich an. Er gab sich ihm als den Bruder des eingekerkerten Waffenschmiedes Christoph Laurenburger zu erkennen, erzählte ihm, daß die mitleidsvolle Aeußerung des Stadtvogtes gegen die Schwägerin ihn bewogen, seine Zuflucht zu ihm zu nehmen und ihn um Rath zu fragen, ob die Loslassung des Gefangenen auf gütigem Wege erfolgen könnte oder ob er augenblicklich wieder zu Pferde sitzen und sich zu dem Kaiser, den er sehr wohl kenne, begeben und diesen um den Befehl an Schwarz, den Gefangenen loszulassen, bitten sollte.

Mit tiefer Aufmerksamkeit hatte der Stadtvogt seiner Rede zugehört, jetzt ging er einigemale nachdenkend im Gemache auf und ab, stellte sich dann vor Johannes, blickte ihm scharf in die Augen und sprach: „Daß Euch Eures langvermißten Bruders Freiheit so sehr am Herzen liegt, ist mir Beweis, daß Ihr ein Ehrenmann seyd. Doch den Ritt an des Kaisers Hof könnt Ihr ersparen. Ihr habt mir ehrendes Vertrauen geschenkt und ich will dasselbe gleicher Art erwiedern. Der Kaiser ist sehr wohl unterrichtet von dem hier stattfindenden bösen Treiben, und hat seinem Landvogte dem Marschall von Pappenheim den Auftrag ertheilt, den Bösewicht Schwarz zu verhaften.

„Der Marschall aber fand dieses, als er die nähern Verhältnisse unserer Stadt erfahren, nicht so leicht thunlich, und überließ es daher uns selber, den kaiserlichen Auftrag so gut es gehen will zu vollziehen. So haben wir uns denn, eine nahmhafte An-

zahl wackerer Männer, vereinigt und zu diesem Zwecke verbunden, und schon morgen führen wir unser Vorhaben aus; ich hoffe Ihr werdet auch dabei seyn, obgleich ich Euch nicht verhehlen kann, daß es vielleicht zu einem blutigen Kampfe kommt, was Gott verhüten wolle!"

Noch Vieles sprachen die beiden Männer mitsammen, und Johannes war so sehr von dem eben vernommenen erfüllt, daß er den vorgehabten Besuch bei den Fuggern gänzlich vergaß, und nachdem er einen Spaziergang um die Stadt gemacht und das Grab der Eltern besucht hatte, in das Vaterhaus zurückkehrte und die gute Schwägerin mit gründlichen Hoffnungen auf die baldige Befreiung ihres Mannes trösten konnte.

So kam der folgende Morgen heran. Es war am 11. April 1478, und der Rath im Saale des Rathhauses um den Bürgermeister versammelt. Da hörte man im Hause Waffengeräusch und der Stadtvogt Georg Ott in Panzer und Harnisch, das Schwert an der Seite, den Stoßdegen auf dem Rücken und den Streithammer in der Faust, trat an der Spitze der bewaffneten Bürger in das Gemach.

Erstaunt stand der Rath auf und der böse Bürgermeister wurde schneebleich; aber Ott rief: „Erschreckt nicht, meine Herren, kurz ist mein Auftrag, heilig der Eid, ihn zu erfüllen! Bürgermeister Schwarz, Ihr seyd mein Gefangener!"

Der aber schrie: „Was, ich ein Gefangener?"

„Ja, des Kaisers und des Raths," entgegnete Ott, „und nun fort mit ihm in den Kerker!"

Es war viel Getümmel und Verwirrung unter Schwarzens Anhängern, aber Niemand dachte ernstlich daran, für ihn zu den Waffen zu greifen, so daß man seine Spießgesellen gleich ihm verhaften konnte.

Als am Morgen dieses Tages Johannes mit dem Schwert an der Seite, die der friedliche Gelehrte zum ersten Male in seinem Leben bewehrte, auszog, da schien der junge Veit etwas zu ahnen, denn hastig riß er einen Flamberg *) von der Wand und rief: „Oheim, gilt's der Freiheit des Vaters, so ziehe ich mit!" und als dieser seine Zustimmung gab, so stießen alle Beide zusammen zu des Stadtvogts treuer Männerschaar.

Und nun öffneten sich bald mit dumpfem Geknarre die Kerkerthore, und wer möchte die gegenseitige Freude schildern, des Sohnes, der seinen Vater wieder sah, des Bruders, der den längst Todtgeglaubten zugleich mit dem lang entbehrten Tageslichte wieder fand, denn sein Kerker lag, wo weder Sonne noch Mond hinschien.

„Fort, fort!" rief Christoph, „hinaus aus diesem unheimlichen Kerker!" — Doch in der Eile fanden sich die Schlüssel zu seinen Ketten, mit denen er schwer gefesselt war, nicht; doch der treue Sohn hatte auch für diesen Fall Vorsorge getroffen, und mit einer scharfen Feile war der Gefesselte bald be-

*) Ein kurzes, gezüngeltes Schwert.

freit. Wie im Triumphe führten Bruder und Sohn den Waffenschmied in die Arme seines Weibes und seiner Kinder.

Noch am selbigen Tage wählten die Augsburger einen andern Bürgermeister. Schwarz aber wurde damaliger grausamer Sitte nach sogleich auf die Folter gebracht und gestand unter den Qualen derselben zaghaft alle seine Schandthaten ein. In einer Woche war sein ganzer Prozeß geendet, und er mit seinem Genossen, dem Bäckermeister Taglang, zum schimpflichen Galgentode verurtheilt. Schwarz, der in den letzten Jahren, unter dem Vorwande, es könnten Stadtgeheimnisse verrathen werden, nicht einmal gebeichtet hatte, wurde, als er sich nun zum Tode bereitet hatte, am 18. April 1478 in sammtenem Gewande und perlenbesetzter Mütze gehängt und sein Vermögen der Stadt zugesprochen.

Bei den Herren Fugger erfuhr auf seine Erkundigung unser Johannes, daß sein alter Lehrer und Freund Ben Hiel schon vor Jahren gestorben und noch vor seinem Tode seine ganze Habe zu Geld gemacht und bei ihnen mit dem Auftrage hinterlegt habe, es dem Johannes Laurenburger, so Selber je nach Augsburg zurückkehre, oder man auf eine andere Weise Kundschaft von ihm erhielte, auszubezahlen.

Dieß erfreute unsern Freund sehr, einerseits wegen der Erinnerung an den geliebten Lehrer, der ihm im Grabe also noch Gutes thun wollte, anderseits weil er sich nun in den Stand gesetzt sah, mit dem erhaltenen Besitzthume dem Triebe seines Herzens zu

folgen und recht viele Wohlthaten zu spenden. Hiezu gab sich nun gleich Gelegenheit an seinem Bruder Christoph, dessen Hauswesen fast gänzlich zu Grunde gerichtet war, sich nun aber durch diese Hilfe zur rechten Zeit bald wieder hob.

Johannes bezog das Hinterstübchen im Schmiedhause und lebte dort einsam, thatenvoll in Gott, gänzlich von der Welt zurückgezogen, und nur im Verkehr mit solchen, die seiner Hilfe bedurften, mit Armen und Kranken stehend.

Als sein fürstlicher Freund Maximilian Kaiser geworden, besuchte er Augsburg sehr oft, doch Johannes gab kein Lebenszeichen von sich, denn er wußte sehr wohl, daß der Kaiser so lange mit Bitten in ihn dränge, bis er wieder an seinen Hof zöge, wozu er jedoch nicht die mindeste Lust hatte.

Jedes Jahr zur Herbstzeit zog er aber nach Tyrol; dort auf dem lieblichen Bergschlosse im Kreise der fröhlichen Kinderschaar Rudolphs und Hedwigs lebte er frohe Stunden und kehrte sodann um so vergnügter wieder in das stille Stübchen nach Augsburg zurück.

Dort starb er auch hochbetagt und sagte wenige Stunden vor seinem Tode:

„Mögen sich Andere vor ihrem Ende irdischer Ehre und Reichthümer erfreuen. Ich gönne ihnen diese nichtigen Freuden, ich war in meiner Unabhängigkeit mit dem vergnügt, was mir des Himmels Güte spendete, und war froh, mit diesem Unglücklichen Hilfe leisten zu können. — Mag dafür auch Jeder, wie

ich jetzt, mit dem süßen Bewußtseyn sterben, seine Pflicht gethan zu haben als Christ und Mensch, dieß ist edler als aller Ruhm, diese Seifenblase der Erde und aller Reichthümer der Erde, die in den Augen des Herrn nur Koth sind!"

* * *

Leser! hier endet diese einfache Geschichte. Es ist ein Klang aus der Zeitenharfe, nicht ein stürmisch bewegter wie viele Lebensklänge, sondern dem ruhigen See gleich, der still des Sonnenstrahls harrt, ihn in ruhiger Klarheit abzuspiegeln. So war Johannes engelreines Herz, ganz erfüllt von den Strahlen der Gottes- und Nächstenliebe, und fürwahr, wenn ihr diese Geschichte recht aufmerksam gelesen und nur zur Einsicht und Befolgung einer Ueberzeugung gekommen, dann hat das Büchlein mehr Nutzen geleistet, als manches andere Buch, das mit Moral angefüllt ist, die ihr nicht befolgt.

Diese eine Ueberzeugung aber ist:

Lebt so in Gott und seinen Geboten, Liebe zu ihm und Liebe zum Nächsten, daß ihr mit einem so ruhigen Gemüthe von der Erde scheiden könnet, wie unser Johannes geschieden ist; und wenn dann auch euer Erdendaseyn ein leidenvolles war, drüben winkt dem treuen Kämpfer gegen die Laster der Erde die Krone des ewigen Lebens.

So lebt denn wohl!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mittermaier, Ludwig,

Die Söhne des Waffenschmieds Ein lehrreiches Lebensbild aus den Zeiten des Mittelalters

Donauwörth 1852

Paed.pr. 2384
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760589-2